

Markt
heiben
Michaelstr. 56/58
Glasschleiferei
gen aller Art

Neuss
er, 13.30 Uhr
ernisrennen
u. I Ehrenpreis
tspreise

us in Neuß
GERDING, Büchel 4
Kursen Anmeldungen bitte
ad von 8-10 Uhr in
g, Neuß, Büchel 4
Honorar sehr mäßig!
GOTTSCALK
str. 72.
CHES
BUNDTHEATER
Rob. Sawallisch
4. 11., 20 Uhr, Gruppe C
nen, Einer für Alle
11., 20 Uhr, Gruppe A
Spiel an Bord

reisfachäfts-
el-Ausstellung
24. November 1935
Husolf zu Neuk.
Protokoll des Herrn
ermittelt Gelsberg.
Westfälischer Verein
Neuk, gest. 1878.
ver: Dr. August Reithner
Hortener-Zeiler.
ffnet von 9-19 Uhr.
Mt. Kinder die Hälfte.
für jedermann!
öffnende Neuheit! Jede
r. faßt! Enormer Spar-
konferenz mit. Jährliche
a. 800 u. 8000. C. 4200

rliehen
00.- für Verpfändungen
schulung und Vorlesung
) durch
ediparcel, m. b. d.
al-Agentur: Johann
24, Kreis Bergheim.

mädchen
Lyzium, gute Kennt-
sch. u. Masch.-Sch.
1. 4. 36 gesucht.
Zeugn. u. handsch.
nt. U 270 a. d. Exp.

Jeder
Rheumatis-
mus- oder
oder Gelenk-
franke wird mit
bakteriell sein,
wenn er wie tau-
fende v. Seiden-
gefäßen, eben-
falls in jeder
Zeit von seinen
Schmerzen befreit
wird. Meine An-
kunft ist fest und
verpflichtet zu
nichts.
Max Reithner,
Berlin-Galeriestr.
296a. Zugelassen
zum Einzelhandel

Enflauen
Engländer.
Zahnarzt-
weiß mit rotem
Kopf, recht. Hinter-
bein läßt. Abzug.
Körpergröße 7 über
Freihof 24, 1. St.
Goldene Damen-
Armbanduhr
Zuf. u. Weiss
Johann, weissen-
Gute Belohnung.
Eifer.
Johann, 60, 11

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 47 - Sonntag, 24. November 1935

Einschränkung

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
in dieser engen, kleinen Welt
mit holdem Zauberband mich hält.
Vergeß ich doch, vergeß ich gern,
wie seltsam mich das Schicksal leitet.
Und ach, ich fühle: Nah und fern
ist mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
von holder Lebenskraft erfüllt,
in stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen.

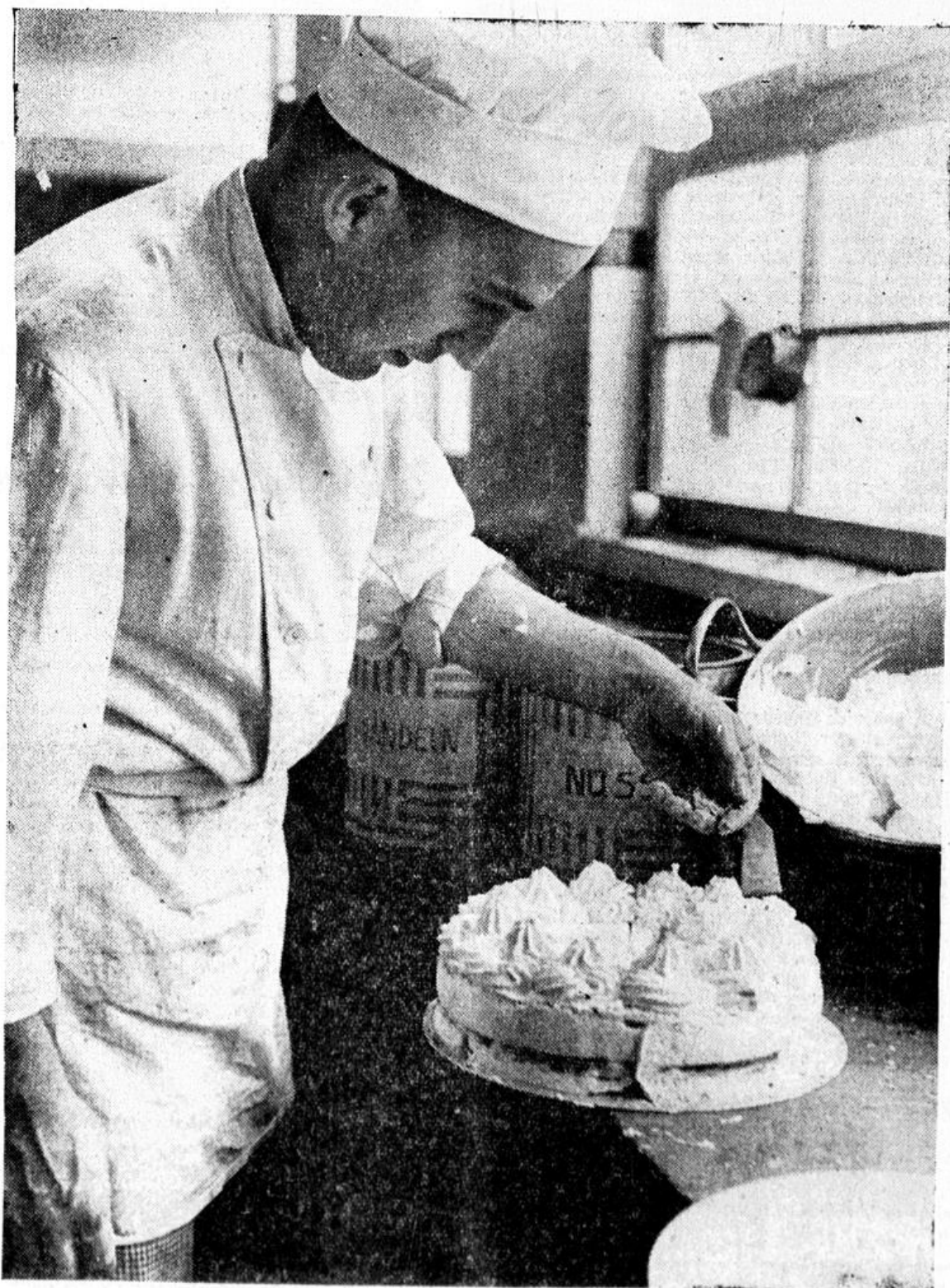
Goethe.

Von Süßigkeiten

Wenn man mit dem Eigenschaftswort „süß“ im übertragenen Sinne alle möglichen erfreulichen Dinge dieses Erdendaseins be-
legt, so ist es wohl begreiflich, daß man den Männern, die den
Umgang mit mancherlei Süßigkeiten zu ihrem Lebensberuf er-
wählt haben, eine ganz besondere Sympathie entgegenbringen
muß. Die Basis dieses Handwerks, um das herum hier einige
Bemerkungen gemacht werden sollen, ist der Zucker, weshalb
man den Konditor früher „Zuckerbäcker“ nannte. Bis dann
aus dem lateinischen Zeitwort „condire“ = „einmachen“
eines Tages der Konditor wurde. Neben Lokomotivführer
und Seemann ist es der in Kinderjahren am meisten erträumte
Beruf, da die Aussicht, die Ernährung anstatt mit Suppe und Ge-
müse fürderhin mit Sahneballen und Mohrenköpfen zu bestreuen,
eine unwiderstehliche Verlockung bedeutete.

Die Vorliebe für die Erzeugnisse des Konditors ist nun nicht
etwa ein Reservat von Kindern und Frauen. Keineswegs, auch
rauhe Männer legen meist eine Zuneigung für derlei Dinge an
den Tag, selbst wenn sie es nicht zugeben. „Ein Hering mit
einem Pott Bier wäre mir jetzt lieber“, sagen sie beim Namens-
tagskaffee und nehmen sich gleichzeitig nach dem fünften Stück
Kuchen noch ein Kirschtörtchen mit Sahne und trinken dazu die
sechste Tasse Kaffee mit viel Zucker. Es wäre auch falsch anzu-
nehmen, daß nun der Konditor selbst von seinen Erzeugnissen
bald übersättigt wäre. Der Lehrling wird sich zwar bald „durch-
gefressen“ haben, zumal man in den Backstuben den Grundsatz
gelten läßt, daß man „dem Ochsen, der da drischt, nicht das
Maul verbinden soll“; aber man kann die Beobachtung machen,
daß die „süßen Jungen“ den Erzeugnissen ihres Berufes wacker
zusprechen, wenn sie an einem Festtagstisch sitzen. Und zwar
nicht nur aus Prestige Gründen, sondern weil es ihnen schmeckt.

Der Antipode der Sahnetorte ist der Salzhering.
Man sollte sie nicht zusammen auf einen Teller legen, eines ver-
dirbt den Geschmack des anderen. Woraus man die nützliche
Lehre ziehen kann, daß man viele Dinge, auch wenn jedes für
sich gut sein mag, nicht zusammenbringen soll. Bei Sahnetorte
und Salzhering wird man nie auf den Gedanken kommen, das zu
tun, bei anderen Dingen ist man weniger empfindlich. Man be-
zeichnet das sinngemäß mit „Geschmacklosigkeit“. Man sollte
daran denken bei der Wahl der Tapete, der Krawatten, der
Bücher, man sollte nach einer Klaviersonate von Beethoven nicht



Das süße Handwerk

Foto: Pfeifer, Neuß

das Wolga lied aus dem Zarewitsch spielen und man sollte auf der
Zugspitze keinen Skat kloppen. Harmonie in allen Lebenslagen
ergibt dann den Begriff „Kultur“.

Darin besteht überhaupt die Kunst des Konditors, die Mate-
rialien, die sich im Geschmack ergänzen, zusammenzubringen
und durch Mischungen im richtigen Verhältnis die raffiniertesten
Steigerungen dieses Wohlgeschmacks zu erreichen. „Man
nehme...“, so heißt es in den Rezeptbüchern, und man nimmt
2 Teile fein geriebene Mandeln, 1 Teil Zucker und erhält mit
etwas Geschmackszusatz einen Höhepunkt der Zuckerbäckerkunst,
den Marzipan. Diese wohlschmeckende, in Bezug auf Quan-
tum, wie alles Schöne und Gute im Leben, mit Bedacht zu ge-
nießende Leckerei gehört mit zu den ältesten Erzeugnissen des
süßen Handwerks, „Marci panis“, „Brot des Markus“, eine
poetische Bezeichnung. Ueberhaupt ist manches Gebäck ein
Symbol für geheiligte Dinge. In Wien, wo heute noch die Zucker-
bäckerei in besonders hohem Ansehen steht, buken Klosterfrauen
des Mittelalters zu den hohen Festtagen allerhand Sachen, die

auf dieses Fest Bezug hatten. Der geflochtene Kranz bedeutete
die Dornenkrone, die Bretzel war der Strick, mit dem Jesus ge-
fesselt war, der Krapfen der Schwamm, der bei der Kreuzigung
mit Essig getränkt war. Auch heute noch findet man zu den
Ostertagen das Osterlamm aus Sandmasse appetitlich braun ge-
backen und mit Zucker bestreut.

Das Konditorhandwerk zählt zu den kunstgewerb-
lichen Handwerken. Kunstvoll garnierte Torten, mit un-
endlicher Geduld aufgebaute Aufsätze, Eisbomben in den mannig-
fachsten Modellen und vieles andere läßt dem schöpferischen
Können des Konditors unbeschränkten Raum sich zu entfalten.
Schicksal ist es, daß seine Kunstwerke nicht lange halten und daß
man, um sie in ihrer vollen Wirkung zu erfassen, hineinbeifzen
muß. Dafür hat aber auch der Konditor die beruhigende Ge-
wifheit, daß seine Werke sich wahrer Volkstümlichkeit erfreuen
und die verdiente Beachtung finden, während dauerhaftere Kunst-
werke mitunter ein einsames Dasein in Museen führen, in die
kein Mensch hineingeht.

W. Pl.

Abenteuerliche Weltreisen:

Oluf und die Robinson-Insel

Die drei Helden von Juan Fernandez

„Die im Stillen Ozean westlich von der Küste Mittel-Chiles gelegene Inselgruppe Juan Fernandez wurde von der chilenischen Regierung wegen ihres Flora- und Faunabestandes zum Naturreservat erklärt. Gleichzeitig wurden zwei Deutsche, die seit vielen Jahren hier leben, zu Inspektoren der Inselgruppe ernannt, denen die Aufgabe zufällt, die Tier- und Pflanzenwelt zu schützen.“

Die Inselgruppe Juan Fernandez . . . ! Alte Erinnerungen, unweicht von dem Hauch heldischen Abenteuers, werden da wach, wenn wir diesen Namen hören.

Eine Generation nach dem Tode des spanischen Eroberers Pizarro wurde im Bereich seiner einstigen Machtphäre eine Stadt namens Valparaiso, „Tal des Paradieses“, an der Küste Chiles von spanischen Pionieren gegründet. Im Jahre 1570 ließ ein spanischer Seefahrer, Juan Fernandez, der zwischen den Häfen Valparaiso und Callao fuhr und um den widerwärtigen Gegenströmungen an der Küste auszuweichen, sich vierhundert Meilen in den Stillen Ozean hineingewagt hatte, auf eine Insel, die auf dem gleichen Breitengrad lag wie Valparaiso — eine Insel, die noch nie bislang ein Menschenauge erblickt hatte.

Eine höchst eigenartige Insel war das, achtzehn Kilometer lang und viereinhalb breit, von grimmigen vulkanischen Felsenklippen bedeckt, deren eine sich fast tausend Meter über dem Meeresspiegel erhob. Der Seefahrer hatte große Mühe zu landen, da die Küste mit einem Vollort aus einer fast ununterbrochenen Linie hoher Klippen umgeben war, gegen die sich der Ozean mit niemals gestillter Wut warf. Nur eine einzige kleine Bucht mit einem kleinen Strand davor unterbrach dieses Vollort, und dort landete Juan Fernandez, um der Insel seinen Namen zu geben und sie für den König von Spanien in Besitz zu nehmen.

Als der Seefahrer seine Entdeckung näher betrachtete, fand er zahlreiche Quellen Süßwassers, ganze Haine von Sandelholz, Tausende von Seevögeln und riesige Hummern, die den Strand mit einem massiven Teppich bedeckten, in so ungezählten Mengen ichwannten sie an Land.

Nachdem Juan Fernandez heimgekehrt, verbreitete sich das Gerücht von dieser Insel und ihren Schätzen reich. Sie wurde später Treffpunkt für Seeräuber und Rauffahrtsschiffe, die hier Proviant einnahmen.

So ging denn im Jahre 1704 ein britisches Schiff dort vor Anker, um Holz und Wasser zu holen. Ein Streit hatte sich zwischen dem Kapitän und dem Segelmeister entsponnen. Dieser Segelmeister war ein gewisser Alexander Selkirk . . .

Und der erklärte, er möchte lieber hier auf dieser unwirtlichen, unbesetzten Insel an Land gesetzt werden, als noch länger auf dem Schiff bleiben. Der Kapitän tat ihm den Gefallen, legte seinen verzögerten Offizier an Land und segelte nach England zurück.

Vier Jahre und vier Monate lebte Selkirk allein in einer niedrigen Höhle am Meer, fing wilde Hiegen, aus deren Fellen er seine Kleider fertigte, und ernährte sich von den Hummern. Jeden Tag hielt er bald Ausschau nach einem Schiff und kletterte zu diesem Zweck auf einen Berg, von dessen Gipfel aus er eine Aussicht auf die See und sein ganzes Inselreich hatte. Eintausend fünfhundertachtzig Tage hielt er Wache, ehe endlich ein Segel sichtbar wurde. Er zündete ein Feuer an, um die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf sich zu lenken, und wurde auf diese Weise von einem britischen Fahrzeug aus seiner Einsamkeit erlöst. Im Jahre 1711 erreichte er England, wo seine Berichte von seinem einsamen Leben auf Juan Fernandez eine große Zuhörerschaft fanden.

Unter diesen Zuhörern war auch Daniel Defoe, dem Selkirks Erlebnis die Idee zu seinem unsterblichen Buch Robinson Crusoe gab. Allerdings verlegte der Dichter den Schauplatz für Crusoes Erlebnis, er wählte dafür die unweit von Westindien gelegene Insel Tobago. Dem Urbild des Robinson

aber errichtete man später auf Juan Fernandez diese berühmte, gewundene Bronzetafel:

Zum Andenken an Alexander Selkirk
Seefahrer.

Aus Largo gebürtig in der Grafschaft Fife in Schottland.

Er lebte vier Jahre und vier Monate in völliger Einsamkeit auf dieser Insel.

Er wurde im Jahre des Herrn 1704 von dem Ruderschiff Cinque Ports, Depl. 96 Tonnen, Kom. 16 Geschütze, hier an Land gesetzt und am 12. Februar 1709 von dem Kaperschiff „Verzog“ gerettet.

Er starb als Leutnant von H. M. S. „Weymouth“ im Jahre 1723 im Alter von 47 Jahren.

Diese Tafel ist in der Nähe von Selkirks Ausguck von Commodore Powell und den Offizieren von H. M. S. „Topaze“ im Jahre 1868 gestiftet worden.

Das ist die eigentliche Robinson-Insel: das größte Eiland der aus drei Inseln bestehenden Gruppe von Juan Fernandez; es heißt Mafiera und ist allein bewohnt. Im Südwesten ist die kleinere Insel Santa Clara vorgelagert. Was a fuera, die dritte Insel, liegt hundertsechzig Kilometer weiter westlich. Noch heute können Wachen und Wachen begehen, ohne daß ein einziges Schiff im Bereich der Robinson-Insel auftaucht. Aber nicht immer war es hier so einsam. Um das Jahr 1840 herum war das Eiland eine Anlegestelle für alle die Patentschiffe, die nach Kalifornien fuhren, auch für amerikanische Walfänger, für Darwin und sein „Beagle“ . . . und auch für Kapitän Palmer und seine „Minavara“. Und damit hängt, unsern Gewährsmann, dem Seefahrer Halliburton, zufolge, eine höchst merkwürdige und abenteuerliche Geschichte zusammen, durch die Kapitän Palmer in der nach dem Entdecker und Selkirk-Robinson jenseitigen „der dritte Held von Juan Fernandez“ geworden ist. Um jene Zeit diente die Insel Mafiera als Strafkolonie.

Rückblick auf die Robinson-Insel

Dem Andenken von Professor Alfred Wegener, der bekanntlich auf einer Grönland-Expedition vor fünf Jahren den Fohrschiffstod fand, ist ein Buch gewidmet „Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt“, das seine Witwe zusammen mit seinem Bruder Professor Kurt Wegener und anderen Expeditionsmitgliedern herausgegeben hat. Wir entnehmen dem Buch folgenden Abschnitt:

Seit einiger Zeit sind die beiden Hunde sehr unruhig und gehen so toll, daß wir kaum mit können. Um 22 Uhr finden wir die Erklärung. Sieben schwarze Punkte tauchen am Horizont auf und kommen in jagenber Eile näher. Sind das Walfischschiffe, jetzt, wo uns Sinn und Zeit für eine Jagd fehlen? Wenige Minuten später sind wir Mittelpunkt einer lebendigen Szene: sieben Grönländer mit ihren Hundeschritten, darunter unsere Freunde vom letzten Jahr, Jona, Manasse und Hans, aber jetzt fast unentdeckt im dicken Belz. Was gibt es doch merkwürdig viele und merkwürdig kleine Menschen und Hunde! Die Begrüßung ist herzlich. Sofort haben wir wieder den besten Eindruck von den Leuten. Ich bekomme Briefe. Hoegh ist beordert um uns. Auch in der Kolonie war die Not im Winter groß. Es gab wenig Fleisch. Deshalb sehen die Hunde so kümmerlich aus wie Fische. Jetzt sind die Grönländer unterwegs, um unsere Kurzweilstation zu holen, die dänische Station ist gestört und die Kolonie seit Anfang Mai von der Welt abgeschnitten. Der Telegraphist hofft auf Erleichterung, der als Maschinist noch in guter Erinnerung steht. Von Telegraphisten erhalte ich einen Brief mit schwerwiegendem Inhalt. Alfred Wegener, unser Führer,

ist seit November auf dem Inlande mit seinem grönländischen Begleiter Masinus verschollen, das bedeutet den Tod der beiden. Schwer lastet diese Nachricht auf uns und den Grönländern. Stumm stehen die Hatten, abenteuererprobten Männer im Kreise um uns. Trauer senkt sich über das Lager, nur die Hunde trafen auf den Schritten. Die Mitteleuropäer übergeben mit ungeheurer Farbenpracht die weiten Schneeflächen, riesigen Eisberge und steilen Bergmassive im Hintergrund, das ist die ergreifendste Feier für die Toten. Und dann kommt die, treuer Jona, drückt mir stumm die Hand und neigt eine verformene Zigarre aus dem Anorak als Trost.

Jetzt auf zur Winterreise. Wir haben keine Zeit zu verlieren, um noch möglichst viele von den wissenschaftlichen Aufgaben im Sinn unserer großen Führers zu lösen. Hier, das ist ein anderes Fahren, wie die wilde Jagd braut der Schiltenzug dahin. Nach kurzem Aufenthalt in Kap Stewart und Kap Hope erreichen wir am 17. Mai wohlbehalten die Kolonie.

Verzögerung, knackernde Rahmen in der blauen Luft, und bald sitzen wir beim dampfenden Kaffee unter unsern Freunden. Wie man sich freut, daß wir wieder da sind, geht am besten aus den Worten des Telegraphisten hervor, worin er sagt: „So, Hoegh, nun sind wir wieder alle beisammen.“ Kurze Tage der Ruhe, die wir bitter nötig haben, und Grönland, der ich reisen wieder zurück mit dem Führer, neun Grönländern, zehn Schritten und 80 Hunden. Peters hat sich schnell erholt und hofft, an der Kolonie jetzt endlich etwas zoologisch arbeiten zu können. Als wir Ende Mai wieder reisen, können schon die ersten Blumen an warmen Stellen zum Vorschein, und vereinzelte Mäden summen durch die Luft. Doch nachts liegen die Temperaturen noch weit unter 16 Grad. Es ist ein anstrengendes, aber vergnügliches Reisen, wir werden zu Grönländern. Gemeinsam sind Zeit und Notopfer, gemeinsam alles, was geschossen wird, und die harmlosen Vergnügungen. Bald lernen wir die Hundeweisheit zu gebrauchen und den Seehund zu beschleichen. Hinter einem weichen Segel wird das vorrichtige Tier an seinem Atemloch auf dem Eis überlistet und ihm die Kugel in Kopf oder Hals gelagt. Stolz schreie ich meinen ersten Seehund ins Lager, denn wir brauchen gerade Fleisch. Täglich gibt's rohe oder gebratene Seehundleber und untermengen Fleisch. 30 Seehunde wurden in sieben Tagen von Hund und Mensch verbraucht. An der Station und am Instrumentendepot ist das Gepäck in bester Ordnung, aber sonst hat das Fahren in der Sonne das Gewicht, 50 Zentimeter hoch steht das Eis im Haus, die Tür müssen wir aufbrechen. Lustige Szenen spielen sich ab. Die Grönländer können alles brauchen und sind mit feindlichem Eifer hinter dem Mäthausen her. Nach einer abenteuerlichen Rückfahrt — die Küste sind inzwischen aufgedeckt und machen das Eis in der Nähe des Landes unsicher — gelangen wir mit den wertvollsten Materialien wieder zur Kolonie. Selbst die schweren Stühle, wie Motor und Winde, können auf den Hundeschritten zurückgebracht werden.

Mit Macht liegt jetzt der kurze, glühende artische Sommer ein. Und kurz nach Sonnenwende gerät die Kolonie in eifrige Tätigkeit, in vier Wochen soll das Schiff kommen, obwohl die eisbedeckte jetzt noch geschloffen ist. Tagelang wachen Frauen Eisbarkelle und trocknen sie an der Sonne für den Transport. Kostbare Fuchsjelle werden geordnet, Mänteltonnen mit Seehundspeck fertiggemacht, Seehundjelle aufgeschapelt und schließlich die Ladebrücke errichtet. Die ersten Kajats schwammen in den Wassergraben zwischen den Eisbarkellen, und überall ist Erwartung. Wann wird das Eis gehen, wird es überhaupt gehen? Zwei dänische Expeditionsschiffe liegen seit Wochen im Eise fest. Und dann ertönt doch eines Tages der freudige, langgesogene Ruf von einem Posten auf dem Berg: „Umarfiut, Umarfiut“, „das große Schiff.“ In majestätischer Ruhe tauchen die vier Ratten der „Gertrud Mail“ hinter Kap Tobin auf, eine halbe Stunde später donnert der Boller, das Schiff liegt im Hafen. Gleich fahren wir hinüber, mit uns zwei Männer von der dänischen Kommando, Bruun und van Damm, die ebenfalls nach abenteuerlichem Winter hierher zur Melisfahrt kamen. Herzliche Begrüßung drüben, viel Kente sind diesmal an Bord. Das gibt eine enge Heimreise. Grönlands Küsten verschwinden am Horizont, Island und die Ratten tauchen ins Meer, schließlich umbräunt uns wieder der Trübel der Großstadt Kopenhagen....

Unruhe in Ostafrika

Englische Uganda-Expedition erlebt „Zauberei“

Tiefer Tage ist eine englische Expedition, die unter Führung von Mr. D. Grey in Uganda Jagd auf Großwild gemacht hat, nach England zurückgekehrt. Mr. Grey gab nun folgende Schilderung von einem aufregenden Erlebnis, das beweist, mit welcher Eile und Verlogenheit es die schwarzen Medizinmänner verstehen, sich den Unheim überirdischer Macht und Weisheit zu geben.

Wir hatten unser Lager tief in der Wildnis Ugandas, in der Nähe eines großen Eingeborendorfes aufgeschlagen. Nicht nur wir Engländer, auch alle unsere schwarzen Träger und Diener waren bei bester Laune, denn die Jagd, die am nächsten Tage beginnen sollte, versprach reiche Beute. Große Büffelherden weideten in der Umgegend, Löwen gab es im Ueberflut und selbst Elefanten hatten sich in den letzten Monaten in erheblicher Zahl gezeigt. In der Nacht vor unserem Aufbruch geschah es nun, daß einer unserer jugendlichen Träger, der sich auf die bevorstehenden Abenteuer besonders gefreut hatte, und lustiger als sonst gewesen war, mitten in unserm Lager ermordet aufgefunden wurde. Einer seiner Kameraden hatte ihn erstochen.

Schon hatten wir uns entschließen wollen, die englischen Behörden zu Rate zu ziehen, als uns der Häuptling des Dorfes durch einen Boten feierlichst mitteilen ließ, daß sein Medizinmann alles wisse und bereit sei, den Täter ausfindig zu machen. Voraussetzung dazu sei allerdings, daß sich unsere gesamte Expedition mit allen Trägern und Dienern am nächsten Tage auf dem Versammlungsplatz des Dorfes einfinden.

Kaum hatten wir Europäer dort den Platz zwischen dem Häuptling und dem Medizinmann eingenommen, als dieser auch schon mit einem schauerlichen, durchdringenden und mißtötigen Geschrei seine Beschwörungen begann. Ich konnte kein Wort verstehen, bemerkte aber eine steigende Erregung unter den Negern, die seinen Blick von dem Medizinmann endeten.

„Er ruft den Geist der guten und der bösen Geister an“, flüsterte mir der Häuptling ins Ohr. Endlich, nachdem die Beschwörung fast eine Stunde gedauert hatte, verfiel der Medizinmann in eine Art Trance-Zustand. Plötzlich sprang er auf, ließ in die Mitte des Platzes und rief: „Die Geister sind da, die Geister stehen bereit, die Geister haben Besitz von dem Toten ergriffen. Dort in jener Hütte liegt der Ermordete. Aber von euch Bedrückten geht jetzt allein zu ihm und streicht mit der Hand

über seinen Leib, wenn ihm sein Mörder berührt, wird er aufspringen und ihn uns ausliefern!“

Unsere Diener und Träger mußten in einer Reihe antreten und sich nacheinander in die Hütte begeben. Die gitterten am ganzen Leibe und man sah es ihnen an, daß sie dem Medizinmann aufs Wort glaubten.

Meine Begleiter machten lange Gesichter. Wie sollte jemand glauben, daß auf diese Weise der Mörder ermittelt werden könnte. Ich selbst vermutete einen raffinierten Trick und sollte mich dann nicht enttäuscht sehen. Zunächst allerdings schien der Plan des Medizinmannes zu mißlingen. Bis auf den letzten Mann waren alle Verdächtigen in der Hütte gewesen und auch dieser legte trat wieder heraus, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Wieder trat der Medizinmann in die Mitte des Platzes. Mit durchdringendem Blick musterte er jeden Einzelnen von uns, dann, völlig unvermittelt, wies er mit der Hand auf unseren schwarzen Koch und schrie: „Dieser ist es gewesen!“

Der Koch fuhr wie elektrisiert auf, blidete sich scheu um und verfluchte davonzulaufen. Man packte ihn, führte ihn zum Häuptling, vor dem er augenblicklich ein volles Geständnis ablegte. Jawohl, er hatte den Träger in der Nacht heimlich erstochen, weil er mit ihm seit langem in Streit lag.

Die Eingeborenen warfen sich voller abergläubischer Furcht zu Boden, priesen die Macht des Medizinmannes und beruhigten sich erst, als ihnen erklärt wurde, daß der Herrscher über die bösen und guten Geister, stets dem Wohl des Stammes dienen werde.

Nachdem der Mörder gefangen gesetzt war und im Dorf wieder Ruhe herrschte, fragte ich den Medizinmann, wie er das Kunststück zuwege gebracht habe. Auch mir wollte er anfangs von seinen überirdischen Kräften erzählen. Ich verließ aber, daß ich daran nie glauben könne, da meinte er mit vermishtem Rächeln: „Man muß alles tun, um das Vertrauen der Leute immer wieder zu gewinnen und zu erhalten. Dazu braucht man einige Kunststücke. In diesem Falle habe ich die Luft angepöbel, den Körper des Toten mit weißer Asche angetupft, so, daß der Leichnam berührt, mußte also Spuren der Asche in seiner Hand behalten. Nun wußte ich genau, daß der Mörder war in die Hütte gehen, den Toten aber nicht berühren würde. Ich brauchte also nur darauf zu setzen, daß eine völlig laubere Hand befehlt. Wie sie gesehen haben, täuschte ich mich nicht.“

Kerker wurden in die Bergeshänge gegraben und die Gefangenen dort eingeterrt. Aber da brach eine Revolte aus, die Wächter wurden überwältigt, und dreihundert Zuchthäuser beiderlei Geschlechts befreiten sich und nahmen von der Insel Besitz.

Eines Tages nun segelte ein gewisser Kapitän Palmer, der nichts von der Existenz dieser Strafkolonie wußte, auf einem Klipper aus Antofagasta in die Juan Fernandez-Bucht, um seinen Süßwasservorrat zu erneuern. Ahnungslos ging er an Land. Sofort fielen die Zuchthäuser über ihn her, um ihn zu ermorden, sich dann seines Schiffes zu bemächtigen und damit zu fliehen.

Aber: der Kapitän war ein — Freimaurer, und als der Führer der Rebellen, der auch ein Freimaurer und nebenbei ein Raubmörder war, Palmers Abzeichen sah, bat er die Sträflinge, ihren Entschluß noch einmal zu überlegen und zu bedenken, daß sie, wenn sie den Kapitän umbrächten, niemand hätten, der es verstände, das Schiff zu steuern. Da wurde Palmer wieder freigelassen, aber nur unter der Bedingung, daß er den Eid leistete, alle nach dem nächstliegenden Festland zu bringen. — Und dann kletterten dreihundert brüllende Zuchthäuser an Bord . . .

Aber die Geschichte, die Halliburton in seinem bei Paul List in Leipzig erschienenen Buch „Der neue Robinson“ wiedergibt, wird nun noch viel dramatischer! Denn unter den Zuchthäusern waren auch zwanzig bis dreißig Frauen. Doch weigerte sich der Kapitän, diese mitzunehmen, und zwar aus dem guten Grunde, weil seine Gattin in der einzigen Kabine des Schiffes verhaftet war und diese Kabine sicher von den weiblichen Sträflingen mit Beschlag belegt worden wäre. Darum wurden die rasenden Frauen unter Schreien und Protesten an Land zurückgetrieben, und die „Minavara“ segelte mit ihrer sonderbaren Landung nach Chile.

Unterdessen blieb Frau Palmer, die einzige Frau unter den dreihundert Verbrechern, in ihrer Kammer verborgen. Zehn Tage lang hatte sie nichts zu essen — ihr verzweifelter Mann wagte nicht zu ihr zu gehen, aus Angst, ihr Versteck zu verraten.

Aber die Frau überlebte diese Schreckensfahrt. Endlich erreichte man nämlich das Festland, und die Sträflinge führten halb wahninnig vor Freude an Land; Palmer, der übrigens seinen Schwur, sie zum nächstgelegenen Festland zu bringen, gehalten, sagte ihnen, daß es Peru sei. In Wirklichkeit aber war es ein Ort, der nur fünfundsiebzig Kilometer von Valparaiso und keine viereinhalb von einem chilenischen Soldatenlager entfernt lag . . . — und die Soldaten nahmen die ausgebrochenen Zuchthäuser sofort wieder fest.

Das sind die drei berühmten Helden von Juan Fernandez gewesen, der wirklichen Robinsoninsel unserer abenteuerlichen Grönlandfahrt, die jedoch unter Naturreservat und deutsche Inspektion gestellt wurde.

Der Abschluß von Alfred Wegeners letzter Grönlandfahrt

Bon

dem Me
Abba, d
bis zu n
sich en
deri Me
äthiopie
überhaup
mal etw
nenunter
weid ein
aus ihre
ist aufge
es hell ist
Entfernu
Besuch
daß die
nicht dur
Wagen v
Die
breitetes
zwischen
als für d
und die
sich dur
Sache zu
An der
men im
vor allem
dem Deck
heißliche
es gibt a
melsricht
Eingebor
doch niem
sch etwas
stämme is

Gefangen
die Wächter
der beiden
viel Besitz.
Palmer, der
te, auf einem
st, um seinen
er an Land,
zu ermorden,
it zu fliehen.
und als der
nebenbei
er die Strä-
zu bedenken,
mand hätten,
almer wieder
er den Eid
bringen. —
chthäuser an
in seinem bei
ne Robinson“
an unter den
rauen. Doch
und zwar aus
sigen Kabinen
von den weis-
en. Darum
Protesten an
te mit ihrer

au unter den
gen. Jahn
fester Mann
zu verraten.
rt. Endlich
linge stürzten
der übrigen
zu bringen,
lichkeit aber
an Kalaraijo
Soldatenlager
ausgebros-

ed
landfahrt

rönländischen
d der beiden.
rönländern.
Männer im
ur die Hunde
ne übersteht
chen, tiefen
nd, das ist die
ist du, treuer
verlorenne

zu verlieren,
en Aufgaben
st ein anderes
dahin. Nach
pode erreichen

blauen Lust,
unter unsern
ind, geht am
vorin er lag:

haben, und
estrier, wenn
eters hat sich
etwas zoo-
wieder reisen,
en zum Vor-
zum Grab. Es
wir werden
gemeinsam
ergänzungen.
und den See-
wird das Vor-
ord ist ihm
ie ich meinen
rade Gleich.
nd Unmengen
Gunden und
strumenten-
nt das Tauen
das Eis im
eweis vielen
und sind mit
einer aben-
aufgebracht
— gelangen
lonie. Selbst
nen auf den

Sommer ein.
ie in einige
b, obwohl die
den Frauen
n Transport.
en mit See-
nd schließlich
umen in den
st Erwartung.
ehen? Zwei
ie fest. Und
ezogene Auf
umarsuit“,
tauchen die
in auf, eine
hiff liegt im
Männer von
die ebenfalls
ahrt kamen.
al an Bord.
berdwinden
er, schließlich
enhangen....



Ein Querschnitt durch Land und Volk
des schwarzen Kaiserreiches
VON KARL FISCHER

Der seit Monaten erwartete italienisch-äbessinische Krieg ist da. Kein Völkerverbund, keine diplomatischen Vorstöße, keine Sanctionsandrohungen haben ihn zu verhindern vermocht. Der am Tage der Generalmobilisierung der 20 Millionen Schwarzhäuten von Mussolini befohlene Vormarsch der italienischen Armee in Eritrea und Somaliland hat am 3. Oktober begonnen. Am 6. Oktober wurde Addis nach vierstündigen Kämpfen von italienischen Truppen besetzt. Auch Afum, die alte äbessinische Kaiserstadt, wurde von den Äbessiniern besetzt, ohne Kampf geräumt. Am 7. Oktober hat der Völkerverbund einstimmig zum Ausdruck gebracht, „dass Italien entgegen seinen Verpflichtungen nach Artikel 12 des Genfer Statuts zum Kriege geschritten sei“. Damit werden nunmehr einige schon seit langem hervorgerufene Probleme der internationalen Politik auf.

Äbessinien steht im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Jeder will deshalb wissen, was Äbessinien politisch, kulturell und wirtschaftlich bedeutet; denn nur wenigen ist dieses geheimnisvolle Land bekannt. Was wohnen dort für Menschen? Wie leben sie? Wie werden sie regiert? Auf welche Kulturstufe stehen die dortigen Völker? Auf diese und viele andere Fragen will die folgende Schilderung Antwort geben.

Von Djibuti nach Addis Abeba

Mehr als zweitausend Meter hebt sich die Bahn von dem Meeresspiegel im französischen Djibuti bis nach Addis Abeba, der Hauptstadt Äthiopiens. Hügel und richtige Berge bis zu mehr als tausend Metern zeichnen schon im französischen Somaliland Kurven in den Horizont. In fünf-hundert Metern ist man bereits hoch, wenn man die Grenze des äthiopischen Reiches erreicht hat. Die Bahn hält. Sie hält überhaupt sehr oft. Und wenn es in der Grenzgegend einmal etwas stürmisch zugeht, wird pünktlich mit dem Sonnenuntergang der Dampf abgelassen, und in aller Frühe weckt ein Schraubsen, Nachschub und Pfeifen die Reisenden aus ihrem Schlaf, soweit sie schlafen konnten: Die Sonne ist aufgegangen, es kann weitergehen. Sobald und solange es hell ist, kann man nämlich Wüstenränder schon in einiger Entfernung erkennen und sich auf ihren unwillkommenen Besuch vorbereiten. Des Nachts aber hat man die Chance, daß die Räuber ahnungslos vorbeiziehen, wenn man sich nicht durch den Lärm der Lokomotive und das Rumpeln der Wagen verrät.

Die Straßenräuberei ist leider immer noch ein sehr verbreitetes Unwesen im Staate des Negus, das manche „Grenz-zwischenfälle“ leicht erklärt. Für Äthiopien gilt mehr noch als für das alte Rußland das Wort: „Der Jar ist weit!“, und die Dorfbewohner der anliegenden Gegenden scheuen sich durchaus nicht, gelegentlich mit Räubern gemeinsame Sache zu machen, teils aus Furcht, teils aus Gewinnlust. An der ganzen Grenze, rings um Äthiopien herum, kommen immer wieder solche „Zwischenfälle“ vor, die manchmal, vor allem an der Südgrenze oder der Kenjagrenze, unter dem Deckmantel komplizierter Stammesstreitigkeiten eine erhebliche Unruhe in den Karawanenverkehr bringen. Aber es gibt auch viele Reisende, die Äthiopien nach allen Himmelsrichtungen durchqueren haben und, ohne stets von den Eingeborenen mit offenen Armen aufgenommen zu werden, doch niemals etwas von Räuberbanden gemerkt haben. Dieses etwas solonfähige Benehmen der äthiopischen Grenz-stämme ist ausschließlich auf die Energie des großen Wene-

lit II. zurückzuführen, der Ende des vorigen Jahrhunderts mit großer Umsicht rücksichtslos die Eigenmacht seiner Teilfürsten bechnitt und der, im Gegensatz zu manchen anderen erotischen Potentaten, aus Europa nur das übernahm, was nach seiner Meinung für sein Reich gut war. Wäre sein Nachfolger nicht so unfähig gewesen, so brauchte die Eisenbahn anno 1935 nicht zuweilen des Nachts zu halten, um sich vor den Wüstenräubern zu verbergen.

Zu allererst fällt einem auf äbessinischem Gebiet auf, daß jeder, aber auch jeder Erwachsene ein Gewehr und einen ansehnlichen vollen Patronengurt trägt. Daß es sich nicht um Soldaten handelt, merkt man auf den ersten Blick an dem Mangel jeglicher Disziplin. Man braucht nur ein wenig näher heranzugehen und sich den Patronengurt zeigen zu lassen, um es ganz genau zu wissen. Viele Patronen nämlich, die noch in dem leinernen oder ledernen Gurt prangen, haben ein Kaliber, das überhaupt nicht zu dem Gewehr des Trägers paßt. Nein, das Gewehr und der nach Möglichkeit volle Patronengurt werden von den Mitgliedern der Hauptstämme Äthiopiens nur als Symbol der Freiheit und der Männlichkeit. Auch der König der Könige, der Löwe von Juda, und wie die Titel des Negus alle lauten mögen, zeigt sich in der Öffentlichkeit niemals ohne Gewehr, selbst nicht in der Kirche, und wenn es nicht anders geht, muß sein Gewehrträger es ihm nachtragen. Nebenbei sei bemerkt, daß auch alle erwachsenen Äthiopier ausgezeichnet mit dem Gewehr umzugehen wissen, wenn es darauf ankommt; es gibt wenig feierliche Gelegenheiten, bei denen nicht geschossen wird, es sei denn, daß man Grund hat, Munition zu sparen.

Immer höher klettert die Bahn. Hügelkette reiht sich an Hügelkette, in gemalten Terrassen baut sich das Land auf, aus Hügeln werden Berge, aus Bergen Gebirge, die ein wenig nördlicher von der Straße, die Höhe schweizerischer Berge erreichen. Die Höhenluft macht das Klima, das in Djibuti unerträglich war, immer angenehmer, und man bedauert nur, daß es hier weder Wald noch Wiesen gibt, denn alles ist hier ziemlich trocken und dürr, und nur selten strecken sich Bänder von Eukalyptus- und anderen Bäumen bis an den Bahndamm heran. Der Waldmangel des Reiches ist all. In früheren Jahrhunderten wurde das Land, ähnlich wie der Karst, entholzt, um den Küstenbewohnern Holz für ihre Schiffe zu liefern. Ein großer Teil der arabischen Küste bezog sein Holz aus Äthiopien, und niemand der früheren Herrscher dachte daran, die zerstörten Wälder wieder aufzuforsten. Erst Menelik II. begann damit, und der jetzige Negus setzt das Werk des großen Kaisers fort.

An vielen Stationen hält die Bahn. Raum eine ist größer als eine der kleinsten Stadtgemeinden Deutschlands. Die Eingeborenenränder bucken sich tief in den Busch oder ins Elefantengras. Ein Absteiger in ein solches Dorf oder in eine Ortschaft bietet selten etwas Sehenswertes. Stolz und erhobenen Hauptes geht der Äthiopier auf der Straße an dem „Frenzi“ vorüber. Wohl ist er neugierig, aber er weiß sich zu beherrschen und denkt nicht daran, sich zum Spielball europäischer oder amerikanischer Touristenlaunen machen zu lassen, wie der „Schwarze“, der seine 1000 Kilometer südlich von ihm wohnt. Uebrigens ist er selbst meist kaum weniger schwarz als der verachtete Neger.

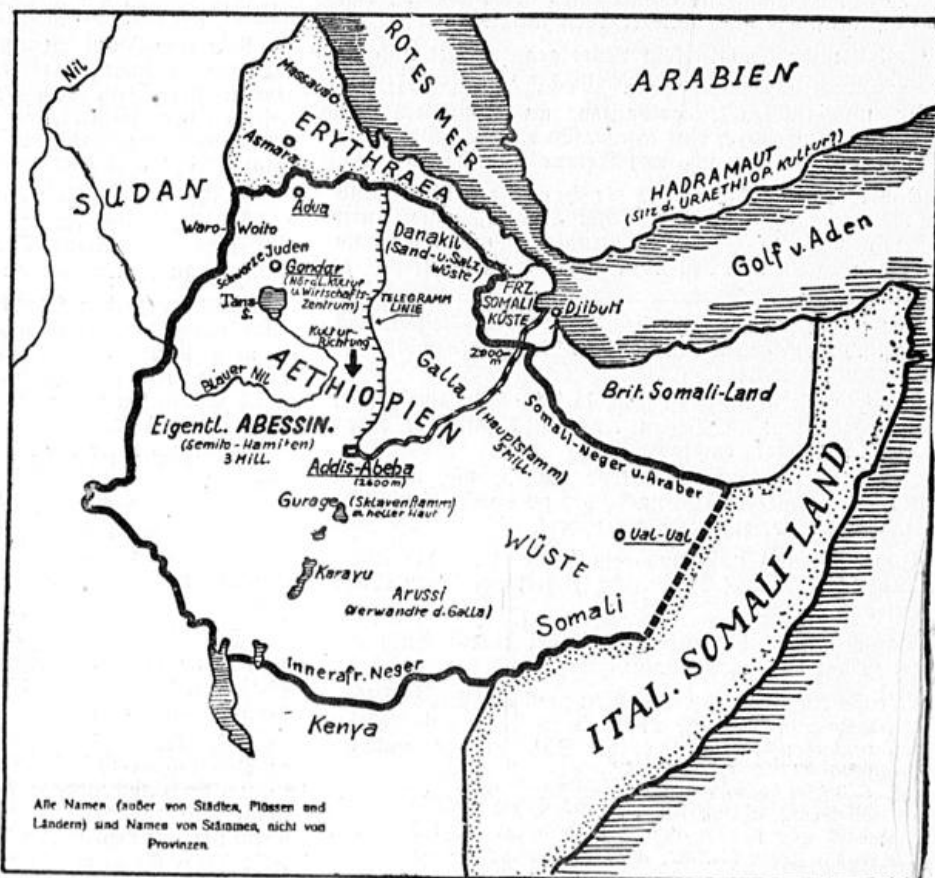
Addis Abeba, die Hauptstadt des Landes, ist eine junge Stadt. Die Regierungsgebäude, das Parlament, der Königspalast, sind modern, ebenso wie die Villen der fremden Ge-ländten. Die Stadt liegt auf der ansehnlichen Höhe von 2500 Metern und ist eine der wenigen Städte des Reiches, die dank der Vorläge des zweiten Menelik mit Wald umgeben sind. Täglich weilen 100. bis 150.000 Menschen in der Stadt, obwohl die anfängliche Einwohnerzahl nur 80.000 betrug. Aber die Hauptstadt übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Afrikaner aus, die zuweilen lange Reisen nicht scheuen, um ein paar Tage oder Wochen in der Hauptstadt gewesen zu sein.

Das Hofzeremoniell im Königspalast

Wie man am Hof des Negus lebt, möge uns eine Schilderung des ehemaligen Großfürsten Alexander von Rußland zeigen, der inzwischen verschieden ist. Er besuchte Äthiopien vor einer Reihe von Jahren aus einem merkwürdigen Grund. Die koptische Geistlichkeit hatte angeblich Ansprüche auf gewisse heilige Stätten in Jerusalem erhoben, auf das Kloster Dar-es-Sultan und die beiden Kirchen neben der heiligen Grabeskirche. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der damalige Ras Ali die Königin von England um ihre Hilfe gebeten, aber anscheinend vergeblich.

Jetzt behaupteten die Armenier, daß die umstrittenen Stätten ihnen gehörten. Ein äbessinischer Appell an Rußland hatte jedoch Erfolg, und im Auftrag der zaristischen Regierung wurden alle Dokumente gelocht, die auf die Sache Bezug hatten. Den russischen Agenten gelang es sogar, ein Ferman des Kalifen Omar aus dem Jahre 638 aufzutreiben.

Inzwischen war nun die zaristische Regierung seit längerer Zeit gestürzt, jedoch hatten die Äbessiniern erfahren, daß der Agent der alten Regierung noch lebe und die Dokumente im Besitz habe. Tatsächlich wurden sie dem Großfürsten Alexander ausgeliefert, und dieser machte sich auf Einladung



Das Land des „Königs der Könige“

Zeichnung: Krusch (M.)

der damals noch regierenden Kaiserin Jauditu, die 1930 starb, nach Äbessinien auf die Reise.

Er erzählt von diesem interessantesten Abenteuer seines Nachkriegslebens:

„An der Station Addis Abeba empfing man mich mit Ehrenbezeugungen wie sie mir seit 1917 nicht mehr erwiesen worden waren. Die Musik spielte, das Militär präparierte das Gewehr, und der Ministerpräsident von Äthiopien, ein altlicher Herr mit schlaun Augen und strahlendem Lächeln, begrüßte mich auf französisch und sagte, ich möge mich auf eine packende Ueberrachung gefaßt machen. Im nächsten Augenblick vernahmen wir die Takte eines alten russischen Militärmarches und standen einer Gruppe unserer Landsleute gegenüber. Ich war völlig verdutzt, und der Ministerpräsident lachte selbstzufrieden.“

„Es sind 75“, erklärte er mit einem Anflug von Stolz. Sie bauen unsere Straßen und dienen in unserer Armee. Ihre Leute sind in Äbessinien keine Neulinge. Es war ja auch ein russischer Erzieher, der die Ausbildung unseres früheren Herrschers Lidu Vasso überwachte.“

„Woraus auch zweifellos Lidu Vassos Unfähigkeit, sich auf dem Thron zu behaupten, erklärt werden kann“, fügte mein Sekretär mit leiser Stimme hinzu.

Während des üblichen Grußwechsels zwischen dem Regenten und mir fiel mir ein, was man mir in Djibuti erzählt hatte: Um seine Thronbesteigung zu rechtfertigen, hatte Ras Tafari (der jetzige Negus) eine künstlich zusammengeleimte Photographie seines Vorgängers verbreitet, auf der Lidu Vassos Kopf auf den Körper eines foranleisenden Muselmanne eintopiert gewesen wäre.

Der selben Erzählung zufolge hätte der Kaiser, nachdem er den unglücklichen Lidu Vasso gefangen genommen hätte, vor ihm niederkniet, seine ehrenwerten Ähnen geprieten und erst dann den Befehl gegeben, den besiegten Kaiser in Ketten zu legen (hier wird der enthronete Großfürst zynischer, als es der Wahrheit entspricht).

Im Verlauf der ersten Begegnung und während der folgenden drei Monate wurde kein Wort über den wahren Zweck meines Besuches gesprochen. Ich war der Gast des Regenten, „ein Christ, der einen anderen Christen besucht“, und als solcher genoss ich in vollem Maße die Gastfreundschaft des äthiopischen Kaisers. Ich ging in die Stephanoskirche und besichtigte die einballamierten Leichname der glorreichen Kaiser von Äbessinien; ich fuhr in dem Auto seiner Majestät, das amerikanischer Herkunft war, auf Straßen, die in der Regenzeit nicht einmal von Ochsenfuhrwerken befahren werden konnten, usw.

Die Regenzeit begann. Wir speisten jeden Abend mit dem Regenten, aber unter Gelsprach beschränkte sich ausschließlich auf europäische Dinge. Als absolutem Herrscher wie nur je einem war ihm die Demokratie ein Rätsel, und seine Fragen enthielten eine wunderliche Mischung von Kindlichkeit und Weisheit. „Warum habt ihr Rußen gegen Deutschland Krieg geführt?“ fragt er einmal. „Warum seid ihr nicht neutral geblieben?“ (Fortsetzung folgt.)



Ras Tafari aus Addis Abeba (Westbild.)

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

2. Fortsetzung.

Und endlich, am Abend des dritten Tages, war sie unterlegen; verzweifelt an sich selbst und einer gemeinsamen Zukunft mit Axel, hatte sie dem Geheimrat kurz, fast geschäftsmäßig geschrieben, daß sie sich entschlossen habe, trotz des großen Altersunterschiedes die Seine zu werden.

Und dann war der Abschied von Axel gekommen, gerade als sie den entscheidenden Brief zur Post gebracht hatte.

Ganz deutlich stand jener schwüle Sommerabend wieder vor ihrer Seele, da sie beide so lange an dem schwarzen, einsamen Wasser des Engelbecken gefessen hatten, bis sie es ihm endlich zu sagen gewagt hatte, daß sie nun für immer auseinandergehen müßten.

Er hatte ihr damals kein Wort geantwortet und sie durch die dunklen Straßen des Ostens nach Hause gebracht.

An unwirtlichen Ziegelbauten, an Schuppen und Fabriken entlang, durch eine graue, sich endlos erstreckende Leere, in der ein Geruch nach Armut und Elend hing.

Und wortlos hatte er ihr die Haustür geöffnet und war weitergegangen in die Nacht hinaus, ohne einen Gruß, einen letzten Händedruck, ruhig und gelassen wie immer und doch bis in den Kern seines Wesens erschüttert und verwundet.

Mit einem scheuen Blick streifte sie Axels Gesicht, das so stolz und weiß gegen den dunklen Grund einer Rhododendrongruppe stand.

Alles in ihr drängte zu ihm, so heiß und sehnfüchtig, daß sie ihre Liebe in diesem Augenblick fast wie einen körperlichen Schmerz empfand.

Ihr graute vor der Rückkehr nach Hause, vor den Zärtlichkeiten des alten Mannes, der sie durch seine Güte doch immer wieder zum Mitleid rührte.

Und groß und zwingend erhob sich in ihr die Überzeugung, daß man auf Liebe nicht leichter verzichten könne als auf das Leben.

Dann standen sie noch einmal bei einem Auto am Eingange der Untergrundbahn.

Der Schein einer Laterne schien grell auf Evas weißes Gesicht, und er meinte, sie noch nie so schön und lieblich gesehen zu haben, so voll lodender Süße und schmeichelnder Weichheit.

„Schaff klare Verhältnisse, Kind“, sagte er leise. „Und auch ich will das gleiche tun. Und denke immer daran, daß ich zu dir stehe, komme, was da wolle!“

Drittes Kapitel.

Die Kaufmannsche Zigarrenfabrik lag am Ausgange von Kopenick in dem Inselrieden, das Spree und Dahme bei ihrem Zusammenflusse kurz vor den Ausläufern der Müggelberge bilden.

Vor vierzig Jahren hatte hier Reinhold Kaufmann mit einem halben Duzend Arbeiter einen winzigen Fabrikationsbetrieb begründet, der seine Erzeugnisse zuerst in kleinstem Maßstabe in den Gastwirtschaften der Oberspree untergebracht, dann aber unter der wirtschaftlichen Hochkonjunktur der neunziger Jahre einen überraschend schnellen Aufschwung genommen hatte.

In weitestgehender Voraussicht hatte die Firma in erster Linie die Massenherstellung einer billigen Durchschnittszigarre und den direkten Vertrieb ihrer Erzeugnisse in eigenen Verkaufsläden zum leitenden Geschäftsgrund gemacht, und vor allem die großen Industriebezirke des Westens planmäßig mit einem Reg von Filialen überzogen, in denen die Kaufmannschen Zigarren unter Aufsichtung jedes Zwischenhandels unmittelbar an die Arbeiterbeere der Eisen- und Kohlenregion mit immer steigenden Gewinnen abgesetzt wurden.

So hatte sich die Fabrik, die ursprünglich in einem ehemaligen Stallgebäude untergebracht gewesen war, allmählich zum Umfang einer kleinen Stadt entwickelt; der Flächeninhalt der Fabrikgebäude umfaßte ein Areal von vielen Morgen; die Arbeiterschaft, unter der das weibliche Element stark vertreten war, war nach und nach auf ein kleines Heer von mehreren tausend Köpfen angewachsen, die zum großen Teil in einer musterhaft angelegten Kolonie mit schmalen, gründerzeitlichen Häusern in der nächsten Umgebung der Fabrik angesiedelt waren.

Der Geheimrat selbst hatte Jahrzehnte hindurch ein einfaches Landhaus am Wasser bewohnt, in dem auch Walter und Hilde geboren worden waren, bis ihn dann seine zweite Heirat und die Rücksicht auf Eva bewogen hatten, seinen Wohnsitz trotz der großen räumlichen Entfernung von seiner Arbeitsstätte nach dem Grunewald zu verlegen.

Walter war in der Sonntagsnacht erst sehr spät nach der Dorfstraße heimgekommen und hatte sich dann am anderen Morgen zu einem Besuch in der Fabrik entschlossen.

Er hing mit ganzer Seele an dem Osten Berlins, in dem die Firma Kaufmann einst groß geworden war, und so sah er denn auch heute an der Spitze des prustenden kleinen Sternendampfers und schaute in stiller Versunkenheit auf das ihm so wohlvertraute Bild der nimmer rastenden Weltstadt, die mit ihren schwarzen Steinkohlenbergen, ihren verdrängten Fabrikschloten und turmgekrönten Brückenbauten wie die Auflage eines riesenhaften Theaters langsam an ihm vorüberzog.

Trotz der strahlenden Sommerhitze lag ein bitter Brodem über dem verqualmten Häusermeer, aus dem der Lärm der Arbeit von Tausenden und aber Tausenden in

einem einzigen dumpfen Tosen und Hämmern emporklang.

Ernst in der Gegend der Liebesinsel ward es allmählich freier, lustiger, gewann das vielgewundene Wasserband der Spree Farbe und Frische aus dem Duft des flimmernden blauen Himmels.

Zur Rechten stand der Treptower Park noch in fastigem Grün.

Bei Jenner leuchteten die leeren weißen Holzstische, große Glasfenster gleiteten in dem einsamen Garten, und bunte Laternen warteten auf tanzheiße Nächte.

Dann wieder weite Weideweisen mit schönem, tragem Vieh, uralte Linden, ein Gasthaus, dahinter rauchgeschwärmte Schlote, ein roter Fabrikkomplex.

Wie eine Insel stieg endlich das alte winklige Kopenick aus grünen Parkanlagen auf mit seinen spitzen grauen Kirchturm und der ehrwürdigen fursüßlichen Kesselfabrik der Zigaretten, in der einst das Kiegsgewicht zusammengetreten war, um über den „desertierten Hauptmann Fritz“ das Urteil zu fällen.

Walter hatte von der Dampferhaltestelle sogleich den nächsten Weg zur Fabrik genommen, die sich mit ihrer stattlichen Backsteinfront in freundlichen gärtnerischen Anlagen an dem niedrigen Spreeufer entlangzog.

In dem großen Hauptkontor, wo ein halbes Hundert Angestellte die kaufmännische Arbeit bewältigte, fragte er nach dem Direktor und Ersten Prokuristen, Herrn Schröder, dem ältesten Mitarbeiter des Vaters, der zugleich mit dessen ständiger Vertretung in der Leitung der Fabrik betraut war.

Er wurde nach dem neuen Tabakspeicher gewiesen und traf hier den Geheften mit einem Ingenieur der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft bei einer Revision der Lüftungsanlagen, die bei den riesenhaften Betrieben der in dem mächtigen siebenstöckigen Gebäude lagernden Rohstoffe einer ständigen, sorgsamsten Überwachung unterlagen.

Herr Schröder, der Walter von klein auf kannte und auch seine erste technische und geschäftliche Ausbildung geleitet hatte, begrüßte seinen einstigen Bögling mit großer Herzlichkeit.

„Ich freue mich außerordentlich, lieber Walter“, sagte er, ihm immer wieder die Hand schüttelnd, „daß Sie die Fabrik doch noch nicht ganz vergessen haben. Ich fürchtete schon, Sie würden nach Amerika zurückgehen, ohne sich durch persönlichen Augenschein zu überzeugen, was in der Zeit Ihrer Abwesenheit hier an Neuem geschaffen worden ist. Aber Ihr Telefonanruf heute früh hatte mich schon ganz beruhigt, und ich habe mich eigens bis zum Mittag für Sie frei gemacht, um Ihnen vor allem unsere Zigarettenfabrik vorzuführen, die wir ja erst seit dem vorigen Jahre unserem Stammhaus angegliedert haben!“

Walter willigte gern in den Vorschlag seines väterlichen Freundes ein und folgte ihm mit wachsender Aufmerksamkeit durch den gewaltigen Betrieb, der von dem Werdegang der Zigarette in einer fesselnden Kette von Fabrikationsvorgängen ein anschauliches Bild entrollte.

Herr Schröder führte ihn zuerst in die im Kellergechoß gelegenen Anfeuchter- und Sortierräume, in denen der in der Ballenpackung spröde gewordene Tabak wieder elastisch gemacht und die einzelnen Tabakblätter von flinken Händen blattweise zerpfückt wurden.

Dann ging es durch die Tabakschneiderei und Entstaubungsanlage zu der Herzkiste des ganzen Unternehmens, den drei riesige Stochwerke umfassenden Maschinenfäßen, in denen die in langer Reihe aufmontierten Mundstück-, Hülsen- und Stoppmachinen mit zäuberhafter Schnelligkeit alltägliche viele Millionen von Zigaretten erzeugten.

Hier verweilten die beiden Herren wohl über eine Stunde, und Walter ließ sich von dem leitenden Ingenieur eine jede Einzelheit dieser technischen Wunderwerke erklären, die auf der einen Seite in fastenartigen Ausbauten den feingeknüpften Tabak in sich aufnahmen und unmittelbar darauf auf der anderen Seite die fertigen Zigaretten in langen Zügen ausspielen.

An die Maschinenhalle schlossen sich in einem eigenen umfangreichen Gebäude die mit Oberlicht versehenen Arbeitsäle, in denen Hunderte von jungen Mädchen, in zierlichen Häubchen und blendend weißen Schürzen, die edelsten Tabake bulgarischer und türkischer Herkunft mit besonderer Sorgfalt zu den feineren Handarbeitszigaretten verarbeiteten.

Eine eigene Kartonnagenabteilung lieferte den in die Tausende gehenden Tagesbedarf an geschmackvollen Kartons und Blechboxen, die dann in der Packerei mit den fertigen Zigaretten gefüllt und endlich in dem Bandenrollenraum durch besondere Maschinen mit den staatlichen Bänderrollenstreifen versehen werden.

Durch diese farbigen Papierstreifen fließen dem Fiskus jährlich Millionen zu“, bemerkte Herr Schröder, auf die in Form von Telegraphenstreifen aufgerollten Bänderrollen wies. „Auch aus dem Gewichtsmaß erhält die Staatskasse — von den anderen Reichsabgaben ganz abgesehen — Jahr für Jahr Hunderttausende von Mark! — Darf ich Sie übrigens zu einem kleinen Imbiss in mein Haus bitten, lieber Walter? Ich hätte gern noch einiges mit Ihnen besprochen, was mir schon lange das Herz bedrückt!“

Zehn Minuten später saßen die beiden Herren auf der Gartenterrasse der hübschen Schröderischen Villa beim Frühstück.

Die Vormittagssonne brütete über den tiefen, ruhigen Wassern der Spree.

Zur Linken, in der Richtung Berlins, stand der Horizont in graublauer Nebel, und der grüne Rauch der aber tausend Essen zeichnete den blauen Sommerhimmel in einer dünnflüchtigen Linie nach.

Herr Schröder hatte sich eine Zigarre angezündet und sah nachdenklich, wie die feinen Wolken in der sonnen-glühenden Luft langsam in ein gestaltloses Nichts zerging.

„Ich habe Sie gerade in letzter Zeit oft sehr vermisst“, begann er dann mit bedächtiger Langsamkeit. „Weiß ich doch, welchen Einfluß Sie in Ihrer ruhigen sicheren Art schon als ganz junger Mann auf den Herrn Geheimrat gehabt haben. Ist Ihnen an Ihrem Herrn Vater seit Ihrer Rückkehr nach Europa nichts aufgefallen?“

Walter fuhr

„Allerdings. Ich finde ihn gegen früher recht verändert, nervös, abgepannt, ja zuweilen fast verfallen. Aber ich habe das bisher allein auf die ständige große Arbeitsüberlastung zurückgeführt.“

„Das mag ja auch zum Teil darin begründet sein, aber sicherlich nur zum kleinsten Teil. Ich kenne den Herrn Geheimrat nun schon an dreißig Jahre und habe immer gefunden, daß die Arbeit, auch die alleranstrengendste, ihn stets nur um so frischer und spannkraftiger gemacht hat. Es ist meiner Ansicht nach etwas anderes, was langsam seine Gesundheit untergräbt. Es sind Sorgen, schwere geschäftliche Sorgen, die ihn bedrücken. Und das schlimmste dabei ist, daß er sich mit seinen Sorgen gerade gegen mich verschließt, der ich die Verhältnisse unserer Fabrik doch am besten kenne und darum wohl in erster Linie berufen wäre, ihn zu beraten!“

Walter rüttelte auf seinem Stuhl unruhig hin und her.

„Wie soll ich das alles verstehen, Herr Schröder? Bitte, sagen Sie mir die volle Wahrheit über die Lage der Firma!“

„Ich täte es gern, lieber Walter, aber ich sehe in letzter Zeit selbst nicht ganz klar. In ihren ersten Anfängen gehen die Schwierigkeiten Ihres Herrn Vaters wohl schon auf die zweite Dekade zurück. Wie Sie ja wissen, veranfaltete er damals eine Art von Erbschafts- und Nachfolgebewertung, indem er für die selbst und Fräulein Hilde je eine Million Mark bei der Diskontogesellschaft festlegte. Er tat jedoch noch mehr. Er setzte auch seiner jungen Frau eine runde Million aus und erwarb für etwa vierhunderttausend Mark das Grundstück im Grunewald. Das heißt, er nahm in ganz kurzer Zeit fast dreieinhalb Millionen aus dem Geschäft heraus. Unglücklicherweise traf diese starke Kapitalabnahme nun mit einer Krise auf dem Tabakmarkt zusammen, wie diese in der Nachkriegszeit für alle Wirtschaftszweige ja leider charakteristisch geworden ist. An sich sind wir ja nach wie vor glänzend beschäftigt, aber wir arbeiten mit einer großen Bankrottgefahr. Und ich sehe als Kaufmann auf dem Standpunkt, daß eine solche Schuld ein geschäftliches Unternehmen mit der Zeit einfach erstickt und auch für unsere Firma eine gefährliche Weiterentwicklung ausgeschlossen ist, solange wir uns dieses Polypen nicht voll und ganz erwehren können!“

Direktor Schröder räusperte sich umständlich und lehnte sich dann, von seiner langen Rede etwas erschöpft, in seinen Korbsessel zurück. Es war ganz still ringsum.

Nur zuweilen der Ruf eines Schiffers, das Anraren der Dampferfähre oder ein brodelndes Strudeln in dem bleifarbenen Wasser, das langsam in die sinkende Mittagschwüle hineinzuwand.

„Wie hoch beläuft sich denn unsere Bankschuld?“ nahm Walter nach langer Pause endlich wieder das Wort, und seine Stimme klang ihm selber fremd und fern.

Herr Schröder zuckte die Achseln.

„Sie ist zweifellos sehr bedeutend. Eine genaue Zahl kann ich Ihnen leider nicht angeben, weil Ihr Herr Vater jeder Erörterung dieses Punktes beharrlich ausweicht. Das hängt damit zusammen, daß er seit Jahresfrist unter einem Einfluß steht, den ich leider als sehr unheilvoll für die Firma bezeichnen muß. Ich sage leider, denn der Träger dieses Einflusses wird ja schon in nächster Zeit in die engsten verwandtschaftlichen Beziehungen zu Ihrer Familie treten!“

„Sie sprechen von Herrn Brand?“

„Ganz recht! Ich unterschätze die Fähigkeiten Ihres zukünftigen Schwagers keineswegs. Er ist ein sehr kluger, weltgewandter Mensch, umfichtig und meinetwegen auch großzügig, wie es Ihr Herr Vater nennt. Freilich habe ich für diese Art von Großzügigkeit kein richtiges Verständnis. Ich glaube, es genügt wohl, wenn ich Ihnen erkläre, daß Herr Brand vor seinem Eintritt in unsere Firma Börsenvertreter einer Bank im Zentrum war, die unter ungeheuren Verlusten zusammengebrochen ist. Und daß er jetzt seinen Einfluß auf den Herrn Geheimrat dazu benützt, diesen gleichfalls zum Börsenspiel zu verleiten!“

„Herr Schröder!“

Walter war aufgesprungen und starrte dem alten Herrn fastungslos ins Gesicht.

„Zum Börsenspiel? Mein Vater spielt an der Börse?“

(Fortsetzung folgt.)

Na, alle

patriot

doch der u

ten wegen

welchem er

Neußer M

Bauwerke

man k

daß sie ech

sie beim G

ansonsten

nicht n o d

schönen lasse

dorfer Zeit

Freundliche

Complex wi

rend gegeben

während „E

stetiger Rück

nicht mehr

gewöhnt fin

In einer

Ausstellung

schlecht ab

breitung des

diese Traditi

einer andere

net; über de

steht „He e

einfach aus

fogar einem

reihen und

uns doch trä

lichkeiten beg

sagen kann,

Wahrheitlich

wahrscheinlich

zügigen Auf

Gelder kosten

offen lassen

7.30

Die Zeiter

man hat n

festgelegt

famkeit,

der Verkeh

eine nicht ge

sonders „tal

auf die W

dann die F

müssen; d

Brandmales

man kann si

wird, wenn

gänger hat

sie auf dem

Wahrheitlich

man den „W

Bre men

Idee gekomme

angenehmen

unappetitliche

die einen gew

morgens hat

schändliche

wird man au

wird es zu

man etwa

„weds Unterr

die man schon

hat.

Im allgem

gestellten nach

die steigende

Zufall, daß

schmittswagen

keit erlauben

Wun

Das Preisa

waltigen Kauf

uns dieser

Unpolitische Chronik

Neuß, 24. November 1935

Neuß und seine Neubauern

Na, also wir Neuffer haben doch einen prachtvollen Sozialpatriotismus im Bauch; daran ist kein Zweifel. Hat doch der unpolitische Chronist einen ganzen Haufen Aufschreien wegen des Düsseldorf Bahnhofsenters bekommen, von welchem er am vergangenen Sonntag vermeldete, daß darauf Neuffer Münster und Neuffer Oberort als charakteristische Bauwerke und Wahrzeichen Düsseldorf abgebildet wurden; man konnte es den brieflichen Formensprachen ansehen, daß sie echt waren; denn sie rauchten noch, diese Briefe, als sie beim Chronisten ankamen. Goffentlich fündigen nun die ansonsten sehr geschätzten Nachbarn auf diesem Gebiete sobald nicht noch einmal, und da wir uns immer wieder gerne verführen lassen, so glauben wir fest daran, daß uns die Düsseldorf Zeitung nächstens auch wieder einmal einige echte Freundschaften sagt, damit wir von unserem „Mischenbrödel“-Complex wieder befreit werden; Gelegenheit dazu ist fortwährend gegeben, wenn etwa die „Neuffer Bräde“ nicht fortwährend „Süßbräde“ genannt würde; das, ist auch so ein stetiger Rückfall, über den wir uns mittlerweile allerdings nicht mehr ärgern, weil wir eben auf diesem Gebiete Nummer gewöhnt sind.

In einer anderen Nachbarstadt, wo augenblicklich eine Ausstellung gezeigt wird, schneiden wir übrigens auch recht schlecht ab, wir Neuffer. Auf einer großen Karte, die die Verbreitung des Martinsfackelzuges und der Martinsbesetzung verzeichnet, ist Neuß dort übergegangen worden, obwohl doch diese Tradition bei uns mit Begeisterung gepflegt wird; auf einer anderen Karte sind niederheinische Gassen eingekreist; über den Neuffer Gassenanlagen, die dort vermerkt sind, steht „Seerdt“, so daß wir auch auf diesem Gebiete nicht ausgelassen werden, ja, unsere großen Gassenanlagen sogar einem anderen in die Schuhe geschoben werden. Wir reihen uns deswegen gerade kein Bein aus, aber wir ärgern uns doch kräftig darüber, wenn wir überall solchen Unfreundlichkeiten begegnen, obwohl man doch dem Neuffer nicht nachsagen kann, er hätte solche Behandlungsweise etwa verdient. Wahrscheinlich sind wir nur immer noch zu bescheiden, und wahrscheinlich müssen wir uns auch einmal zu einem großzügigen Aufklärungsflug entschließen, der zwar nicht große Gelder kosten darf, der aber an Deutlichkeit keine Wünsche offen lassen sollte.

7.30 Uhr morgens Inflation!

Die Zeiten für die Verkehrsfürer werden immer schlechter; man hat nämlich nun statistisch — und Zahlen lügen nie! — festgestellt, daß die meisten Verkehrsunfälle auf Unachtsamkeit, auf Ungeklärtheit und Mißachtung der Verkehrsvorschriften entfallen, wobei auch der Alkohol eine nicht gerade kleine Rolle spielt. In Berlin hat man besonders „talentierten“ Verkehrsfürer ein besonderes Zeichen auf die Wagenscheibe gepinselt, mit welcher Schmach beladen dann die Fahrer eine Zeit lang durch die Gegend toben müssen; das ist sicher eine böse Sache, wenn wegen solchen Brandmalen die Leute mit den Fingern auf den Wagen zeigen; man kann sich denken, daß mancher Fahrer dabei schamrot wird, wenn er dafür noch die richtigen Kerben hat. Den Fußgängern hat man ein solches Zeichen noch nicht beigegeben, so sie auf dem Gebiete besonders rückfällige Kreaturen sind. Wahrscheinlich weiß man in diesen Fällen noch nicht, wohin man den „Warnungsstrich“ machen soll.

Bremen und Porzheim sind ebenfalls auf eine Idee gekommen, um die Verkehrsunfälle neben den sicher nicht angenehmen Begleiterscheinungen wie Gericht und Strafe noch unappetitlicher zu machen, indem man solche Herrschaften, die einen gewissen Ruf in Verkehrsunfällen haben, Sonntags morgens auf das Polizeipräsidium bestellt und ihnen dorten fachkundliche Vorträge halten läßt. Von solchen Maßnahmen wird man auch allerlei Gutes erwarten dürfen; denn niemand wird es zu den Freundschaften des Lebens rechnen, wenn man etwa eine Vorladung zu Sonntag morgen 7.30 Uhr „weches Unterweisung“ erhält, um dann dort Dinge zu hören, die man schon weiß, nach denen man sich aber nicht gerichtet hat.

Im allgemeinen ist es erklärlich, daß sich die Verkehrspolizei stellen nach anderen Mitteln als den bisherigen umsehen, um die steigende Flut der Unglücke zu dämmen, und es ist kein Zufall, daß es sogar schon Fachleute gibt, die dem Durchschnittswagen vom Motor aus nur eine gewisse Geschwindigkeit erlauben wollen.

Wundermittel Flakotte, wundermittel Rünflotte

Das Preisausschreiben des Neuffer Theaters hat einen gewaltigen Haufen von Einsendungen erbracht, über die wir uns dieser Tage bereits einmal verbreitet haben. Der Intendant selbst wird einen netten Schreden bekommen haben, als man seinen schönen neuen Omnibus schlicht und einfach „Zirkus Sawallisch“ nennen wollte; auch die anderen Künstler waren sicher einer Ohnmacht nahe, als der Wagen „Rheinisches Lippebrüder-Theater“ genannt werden sollte,

oder gar „Rheinlands Vagabunden-Wagen“. Von diesem Schreden werden sich aber auch unsere Leser, zu denen wir erst dieser Tage von dem Ergebnis des Preisausschreibens plauderten, nun wieder erholt haben. Im ganzen hatte das Ausschreiben, mit dem ein vernünftiger Name für den schönen, rosa Reisewagen der Künstler gefunden werden sollte, eine solche Erkenntnis zur Folge, nämlich die, daß rund 70 Prozent der Einsender das Theater als eine Freude, Erhebung und Glück bringende Einrichtung ansehen, eine Feststellung, die sicher wieder den Theaterleuten große Freude machen wird.

Wir neigen in unseren Tagen gerne zur Feststellung von Rekorde; auf der Suche nach den Rekorde, die man innerhalb des Ergebnisses dieses Preisausschreibens anstellen könnte, sind wir zu der Feststellung gekommen, daß der Längste Name, der in Vorschlag gebracht wurde wie folgt hieß: „Rheinland durchwandernder Streiter deutschen Theaterkults“; als die am meisten sorglose Bezeichnung müßte wohl „die hübsche Polanthie“ bezeichnet werden, als die rätselhafte „Vergallustflut“ oder „Wähnenmüßig“.

Aber auf der Suche nach solchen Rekorde wird es dem Chronisten von alledem so bumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Jedenfalls waren die Preisrichter nicht zu beneiden, wie ich gehört habe; und daß deswegen am Ende der Beratungen stürmisch nach einem „Korn“ verlangt wurde, dafür werden sowohl unsere Leser als auch die vielen Einsender Verständnis haben.

Ein Tüfel aus Wortsch

In einer Breslauer Zeitung war bei der Kritik des Dramas „Struensee“ der Kollege von der anderen Fakultät zu folgendem Satz vorgeschoben:

„... wir sehen von dem Schluß ab, den man sich — und zwar im Wesentlichen im Hinblick auf Struenses und Mathildes Abtrittshenen — wirkungsvoller denken könnte, beständen an dem Stück die durchdachte Formgebung des Dialogs...“

Abtrittshenen sollte es auf dem deutschen Theater nun nicht mehr geben; wir haben uns schon darüber geärgert, als Webedienst „Frühlingserwachen“ etwas derartiges für Bühnenfähig hielt; nur wenn der Kritiker die „Abgangshenen“ meinte, wollen wir dem Kritiker seinen „Begriff“ verzeihen, der namentlich jenen verständlich ist, die selbst oft auf der Suche nach Worten sind, die sich nicht gerade allzu oft wiederholen; „Abtrittshenen“ wollen wir nämlich auf dem Theater nicht sehen, zumal es uns geradezu peinlich ist, den Helden eines Dramas und eine Königin darin verstrickt zu wissen.

Binnenwä, gewollt, dmonstrieren

Im „BZ“ las ich eine Notiz, die man nicht auslassen darf. Der Mannheimer Korrespondent dieses Blattes berichtet unter dem 12. November folgenden nicht alltäglichen Vorfall:

„Eine erstaunliche Bier-Ruhe bewiesen gestern Abend die Gäste eines Mannheimer Automatenrestaurants. Kurz vor 9 Uhr drangen aus der Decke des Wirtschaftsraumes Rauchwolken ins Lokal. Glühende Mörtelstücke fielen bereits herab und Flammen wurden sichtbar. Es brannte also. Wer aber nun geglaubt hatte, daß unter dem Publikum eine schwere Panik ausbrechen würde, hatte sich geirrt. Sogar als die Feuerwehr mit Aexten und Löschgerät dem Feuer zu Leibe ging, räumte niemand von den Gästen das Lokal. Selbst die Dicht an der Wandstille stehenden wackeren Jecher ließen sich von dem stickigen Qualm und der Brandgefahr in keiner Weise stören und mußten erst von den Feuerwehrleuten aufgefordert werden, ihre Biergläser zuzudecken, um den edlen Gerstenkaff vor herabfallendem Mörtel und Staub zu schützen. Auch dann, als das ganze Restaurant von Rauchschwaden erfüllt war, blieben die gemüthlichen Gäste sitzen und sahen zu, wie die Feuerwehrleute gegen die Flammen ankämpften. Bis zur Beendigung der Vöskaktion harrten die Unentwegten aus. Das Verhalten dieses gegen alle Panikgefühle geleiteten Publikums, das hier im wahrsten Sinne des Wortes eine Feuerprobe bestanden hatte, bildet heute das Tagesgespräch von ganz Mannheim.“

Mehr kann man wirklich nicht verlangen.

Ja, Warum! und ein Düsseldorfse Wandambulanzmittel

In den „Düsseldorfer Nachrichten“ lesen wir dieser Tage folgende Erwiderung:

„Wir haben geantwortet, schwer geantwortet. Wir haben den Neuffer Quirinusdom nach Düsseldorf verlegt, haben das Oberort und das Niederort und die alten Stadtmauern unserer lieben Nachbarstadt ausgespannt, oder — schlimmer noch — wir haben all diese Wahrzeichen an ihrem Platz belassen und haben Neuß eingemeindet. Eine Todsünde war das, gewiß, und wir bereuen diesen Streich, aber wir konnten ja nicht ahnen, daß er einen solchen Sturm der Entrüstung entfachen würde...“

Unsere Leser erinnern sich an die Abbildung des großen Buntglasfensters im neuen Düsseldorf Hauptbahnhof, die wir am vergangenen Dienstag veröffentlicht haben. Wir behaupteten damals lässlich, dieses Fenster zeige charakteristische Gebäude und Wahrzeichen Düsseldorf in stilisierter Form. Aber unsere Neuffer Leser haben genauer hingesehen, haben womöglich ein Vergrößerungsglas genommen und haben schließlich zwischen dem Dagerhof und dem Bentrather Schloß, zwischen dem Düsseldorf Rathaus und dem alten Schloßurm den Quirinusdom, das gute alte Neuffer Münster, entdeckt. Und dazu das Oberort und das Niederort und die alten Stadtmauern von Neuß.

Und die Neuffer wurden wütend. „Natürlich sind wir Neuffer zunächst ein bißchen stolz darauf“, schreibt eine Neuffer Zeitung, (das waren wir!) „daß auch die Düsseldorf ihre malerischen Buntfenstermotive in Neuß holen müssen, aber dieser Stolz wird doch keineswegs bezüglich seines Umfanges von unserem geradezu blühenden Jörn erreicht, darüber, daß die Düsseldorf uns unser Münster ausgespannt haben. Ob da wieder Eingemeindungsgeanken mitspielen? Das Neuffer Münster als „charakteristisches Düsseldorf Bauwerk und Wahrzeichen“ ist ein Witz, über den wir Neuffer aber nicht einmal richtig und von Herzen lachen können; einen Woxertpott hätten die „Brüder“ ja in den Mittelpunkt ihres großen Kunstfensters stellen können, oder einen lebensgroßen Rabschlager!“

Na, wir Düsseldorf können ja Spaß verstehen. Und wir freuen uns auch über den Brief des Neuffer Oberbürgermeisters, der uns darauf aufmerksam macht, daß sich die erwähnten Gebäude nicht in Düsseldorf, sondern zur Zeit noch in Neuß befinden. Da, wir gehen sogar noch weiter: Wir glauben, daß sie noch lange, sehr lange Zeit in Neuß bleiben werden. Denn Eingemeindungsabsichten haben wirklich bei der Beschreibung des Fensters nicht mitgespielt, sondern wir haben die Neuffer Wahrzeichen einfach nicht erkannt. Wir haben sie für Phantasiegebilde gehalten, und tatsächlich sind ja, wie uns der Künstler bestätigt, viele Gebäude auf dem Fenster lediglich Phantasieprodukte mit ornamentalem Charakter.

Also bitte, liebe Neuffer, keine Feindschaft mehr! Wir wollen das Kriegsbeil begraben und euch eure Wahrzeichen lassen!“

Und „ein Phantasieprodukt mit ornamentalem Charakter“ ist unser Münster doch sicher nicht; es ist eine absolute Realität!

Sie haben das Münster „nicht erkannt“! Da wäre es allerdings langsam Zeit, daß die Leute mal „rübertommen“. Bis dahin: „Heimatunbe ungenügend!“

Das Warum gegen Kopfschmerzen

Daß es einen solchen Verein nunmehr gibt, werden sicher manche harmlose Mitmenschen noch nicht wissen; er ist kürzlich in London gegründet worden, und sein Vorstand hat schon über 5000 Aufnahmegefeuche vorliegen.

Die Satzungen des Vereins sieht die Forschung auf dem Gebiete der Kopfschmerzen vor, wobei man Mittel zu finden hofft, die gegen diese unangenehme Krankheit, gegen Kopfschmerzen aller Art zu verwenden wären. In den Verein kann übrigens nicht jeder hinein, der hinein möchte. Jeder Aspirant für diese seltene Annahme muß nachweisen können, daß er wirklich chronisch mit diesem Uebel zu tun hat; ob gerade eine ärztliche Bescheinigung darüber verlangt wird, das habe ich nicht erfahren können.

Jedenfalls wird der Verein mit vorläufig 5000 Mitgliedern gut bestehen können; große gefellige Veranstaltungen wird es wahrscheinlich nicht geben, denn das könnte die Kopfschmerzen nur noch steigern, wie ich mir überhaupt eine Generalversammlung des Londoner Vereins gegen Kopfschmerzen als eine sehr problematische Angelegenheit vorstelle, und mit einem „Clubarat“ werden die Leute sicher nicht auskommen; sie müssen deren mehrere haben, und sie werden sich Spezialärzte heranziehen müssen, die sich nur mit Vereinsmitgliedern beschäftigen; wenn man sich Einzelheiten des Vereinslebens überlegt, dann kann man eigentlich schon Schnopferzen bekommen.

Diaz

Auch er kann sich irren

Es war zur Zeit Ludwigs XVI. Man gab im Pariser Theater eine Festschifführung, der die Königin bewohnte. Da trat ein Herr in Hofuniform in die Loge einer reichen Bankiersgattin und bat um eines ihrer kostbaren Armbänder, deren Schönheit der Königin aufgefallen sei. Sie wollte sich ein gleiches machen lassen.

Das war natürlich eine große Ehre für die Bankiersgattin, und freudestrahlend nahm sie das Armband ab und gab es dem Boten. Sie bekam es an diesem Abend nicht wieder, und der Bankier, der den Verlust des Armbandes bemerkte, hatte die schlimmsten Befürchtungen, daß sie betrogen worden sei. Gerade damals trieb eine verachtete Diebesbande ihr Wesen und beraubte gerade die höheren gesellschaftlichen Kreise unerwartet geschickt. Der Bankier sollte recht behalten, denn schon am nächsten Morgen erhielt er den Besuch eines Polizeibeamten, der mit zwei Begleitern in seiner Wohnung erschien und ihm berichtete, man habe im Theater einige Taschendiebe festgenommen und unter anderen Wertstücken auch ein kostbares Armband gefunden, das, wie allgemein bekannt war, der Bankiersgattin gehört haben mußte. Der Beamte bat nun um das dazugehörige zweite Armband, damit man es mit dem gefundenen vergleichen könne. In einer halben Stunde sollte sie dann beide zurückbekommen. Nun war es die Gattin, die sich nur schwer von ihrem zweiten Armband trennen wollte, und jetzt mußte ihr Mann darauf dringen, dem Polizeibeamten seine Bitte zu erfüllen. Natürlich sah sie weder das erste noch das zweite Armband je wieder, denn sowohl der Hölfling, als auch der Polist gehörten der verachteten Diebesbande an. Nun konnte wenigstens der Bankier seiner Frau keine größeren Vorwürfe als sich selbst machen.

Kreuz und quer auf deutschen Märkten

Wenn wir vom Markt reden, taucht vor uns zuerst das Bild des heimischen Wochenmarktes auf, auf dem an bestimmten Tagen zumeist nur Lebensmittel feilgeboten werden. So buntbewegte das Treiben auf einem solchen Markt auch sein mag, das Antlitz der deutschen Märkte ist so vielgestaltig, wie es die meisten Laie ahnen. Das Bild des Wochenmarktes hat sich nur wegen seiner regelmäßigen häufigen Wiederkehr so in uns eingepreßt, daß es uns zum Hauptbegriff des Marktes überhaupt geworden ist.

Wenden wir aber einmal umher in deutschen Landen, begegnen wir Märkten von so ausgesprochener Eigenart, daß es sich schon lohnt, einmal von ihnen zu sprechen. Im alten Straßburg finden alljährlich im Herbst große Versteigerungen der Wäldchen und Spalten statt, die frisch aus den großen Käufern kommen. Da lernt man kennen, welche Unterschiede zwischen Wäldchen und Spalten gemacht werden, die dem Laien auf den ersten Blick alle gleichmäßig aussehen. Die Versteigerung nimmt regen Anteil an diesen Versteigerungen, denn das rege Leben wirkt sich auch sonst im Bild der alten schönen Stadt aus. Die Fische beherrschen die Märkte an der Wasserfront, wie überhaupt die hauptsächlichsten Landesprodukte den verschiedenen Märkten ihr Antlitz geben.

In der fränkischen Stadt Neustadt-Wanzen findet alljährlich ein großer Zwiebelmarkt statt, an dem ungeheure Mengen geernteter Zwiebelstöcke zum Verkauf kommen, die von hier aus ihren Weg durch ganz Deutschland antreten. An viele solche lokalen Märkte knüpft sich noch mancher alte Brauch, kleine Festlichkeiten, die zwischen dem Handeln und Feilschen für die nötige Entspannung sorgen. Wenn anlässlich der berühmten Weinversteigerungen in Dödsheim, die ja an sich den Spezialmarkt der Weinversteigerungen bilden, noch ein großer Brezelmarkt abgehalten wird, so ist diese Verbindung durchaus nicht so unlogisch, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Brezel macht wie das frische Brötchen die Zunge beim Probieren der Weine wieder neutral. Wo Wein versteigert wird, geht es immer zugleich fröhlich zu, und das Treiben in Dödsheim lockt gar viele an, die mit den Weinversteigerungen nicht direkt etwas zu tun haben, die nur das bunte Marktbild mit seiner Mannigfaltigkeit angelockt hat.

Bunzlau, die Stadt der Töpfer, hat genau so ihren großen Töpfermarkt wie ihr thüringischer Rivale Bürgel bei Eisenberg. Hier deden sich die Händler ein, die auf die Jahrmärkte oder Weihnachtsmärkte mit ihren Waren ziehen. Eine ganz ähnliche Bedeutung hat auch der blühendere und blühendere Markt der Glasmacher in Jülich im Wald.

Ein ganz eigenartiger Markt wird in der Kunststadt München auf offener Wiese abgehalten: der sogenannte Antiquitätenmarkt. Da sieht man alte Zinnfrüge, Madonnenfiguren, Schnitzereien, Waffen, Kupferstücke und was es für den Liebhaber von Antiquitäten noch geben mag. Wer über diesen Markt wandert, kann sich in wenigen Stunden auf den verschiedensten Gebieten der Kunstgeschichte unterrichten, und was man da so hört und sieht, lockt aus einem selbst ein tieferes Interesse für diese Zeugnisse vergangenen Kunstgewerbes heraus; freilich um die Echtheit der angebotenen Gegenstände sachverständig beurteilen zu können, gehören langes Studium und reiche Erfahrung.

Man darf sagen, daß jede Ware ihren Markt hat. In Schlesien, wo sich die Kunst der Leinwand, die am häuslichen Webstuhl ihr schweres und armseliges Tagewerk ausüben, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, werden verschiedeneorts regelrechte Leinwandmärkte veranstaltet, die eine bedeutende Anziehung auf die Hausfrauen ausüben. Gewiß ist die Buntheit der Märkte in früheren Zeiten noch größer gewesen, denn viele Produkte, die in großen Mengen umgesetzt wurden, wie Getreide, Tabak, Wolle usw. haben sich von den öffentlichen Marktplätzen auf Messen und Börsen zurückgezogen, aber die Spezialisierung der einzelnen Märkte, wie sie früher viel stärker in Erscheinung trat, hat sich auch in Orten, die heute vielleicht nur noch ihren allgemeinen Wochenmarkt kennen, in den Namen für die verschiedenen Marktplätze erhalten, die uns allenthalben begegnen, wie „Kornmarkt“, „Fischmarkt“, „Kaschmarkt“, „Töpfermarkt“, „Wollenmarkt“ und viele andere mehr. Diese Buntheit regelmäßiger Handelsmärkte wird noch ergänzt durch Marktveranstaltungen, die sich an bestimmte Jahreszeiten anschließen und dadurch ein durchaus artiges Aussehen erhalten: so die vielerorts üblichen Jahrmärkte, wo neben allerhand Kleinwaren Land und Füllhorn feilgeboten werden, und der lieblichste aller Märkte, der Weihnachtsmarkt.

Von den Großstadtmärkten sei nur einer wegen seiner Eigenart genannt: der

Blumenmarkt in Berlin. Hier erlebt man mitten in diesen trüben Herbsttagen eine Blumenpracht von überwältigender Pracht, hier ist mitten in dem gewaltigen Treiben des Großstadtverkehrs eine Insel frühlingstümlicher Schönheit. Dieser Blumenmarkt bietet alles, was die Welt an Blüten hervorbringt.

Bei unserer Wanderung kreuz und quer durch die deutschen Gauen mag mancher Markt unerwähnt geblieben sein, der um seiner Eigenart willen noch zu nennen wäre: so haben die Gurken in Lübeck ebenso ihren charakteristischen Markt wie

die Gänse im Odenbruch. Mancher wird aus dem Bereich seiner engeren Heimat diese Aufzählung ergänzen können, ohne daß er sich der Besonderheit seines heimischen Marktes bewußt gewesen ist. Auch Märkte haben voneinander grundverschiedene Antlitz, je nach Landschaft und Handelsbrauch oder der gehandelten Ware, die ihn beherrscht. Darum wandert man gern über den Markt, auch wenn man gar nicht aus Kaufen denkt, weil uns das Markterlebnis in seiner Mannigfaltigkeit reizt.

Jörg Becker.



Der Handel

Foto: Schwabbe — M.

Nichts gegen den Wochenmarkt!

Was gehört zu einem richtigen Wochenmarkt? Die passende Umgebung! In den großen Städten hat man die Märkte in die Hallen verbannt. Das mag vom organisatorischen, kaufmännischen und vielleicht auch gesundheitlichen Standpunkt aus ganz richtig sein — schon ist es nicht, denn ein Markt in vier Wänden und unter einem Glasdach ist eben kein Markt, vielleicht eine Kaufgelegenheit wie jede andere. Nein, der Wochenmarkt muß sich unter Gottes freiem Himmel abspielen, auf dem Marktplatz, bebaut von dem hohen Stadtturm und dem Rathaus, wenn es geht. Aber einige schöne Fassaden müssen den Platz auf jeden Fall umrahmen. Das ist der Wochenmarkt, wie wir ihn aus unserer Jugend oder aus den Bildern kennen, die unser empfindliches Kinderherz in die Vergangenheit zurückführen. Und diese Bilder sind in uns haften geblieben, sie können durch nichts verdrängt werden, auch nicht durch die großen Hallen. Der deutsche Marktplatz braucht eine schöne Kulisse.

Ein richtiger Wochenmarkt ist nicht denkbar ohne das Sammelsurium von Rüstigem und Unnützem. Da haben in bunter Reihe die Buden und Stände zu stehen, die mit Kartoffeln und Koffertträgern, Obst und Porzellan, Gemüse und Glasperlen, Bädern, Landbrot und Stiefelsohlen, Eiern und Knöpfen beladen sind. Der Wochenmarkt muß eine Gelegenheit sein, die alle Kleinigkeiten einschließt, aber er darf beileibe nicht zur Karikatur des Jahrmärktes werden. Deshalb gehören auch die Landesprodukte dahin, die Wäldchen, wie man in manchen Landschaften des Vaterlandes so schön sagt. Also Kartoffeln und Obst, Gemüse und Blumen und selbstverständlich das frische, fräftige Bauernbrot, dazu Butter, Eier und Speck vom Lande... Vom Lande!

Und gehört nicht zum richtigen Wochenmarkt die echte Marktfrau? Man erkennt sie an vielerlei Zeichen, sie ist auf keinen Fall modisch oder pseudomodisch gekleidet, sondern trägt ein ehrwürdiges Kleid aus träftigem Wolstoff und, wenn es sein muß, darüber einen echten Aufschermantel. Die richtige Marktfrau verändert sich in ihren Kleidern nicht, sie gehören zum Markt wie ihre Trägerinnen, die auch allesamt auf bei Stimme sein müssen. Was ist eine Marktfrau, die ihre Waren anpreist, als ob ein eben aus der Verkäuferinnenschule entlassener Engel eine Konversation anfangen mußte, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und zwar die Sprache des Volkes. Dann wird sie am besten verstanden, dann schmecken ihre Kartoffeln noch einmal so gut. Nur die echte Marktfrau kennt ihre Leute, sie versteht sich auf die Menschenbehandlung, nur mit einigen zehn Dienstjahren hat sie die notwendige Autorität. Mit welcher Liebe denke ich an die mir bekannten Marktfrauen. Sie sind alle rauh: als es noch erlaubt war, konnten sie feilschen wie ägyptische Andenhandwerker, ihre spitzen Zungen können flügeln und flücheln, daß einem bange wird; aber sie haben ein prima Herz, und keine, und wenn die Augen noch so listig blinzelten, hat mir niemals schlechte Ware angehängt.

Und was gehört noch zum Wochenmarkt? Nichts, ein kleines Klätschen mit der Marktfrau und der einen oder anderen guten Bekannten. Man trifft sie so immer auf dem Wochenmarkt, und wenn doch einmal eine ausbleiben sollte, dann findet man gerade dort so viele gleichgültige und mitteilungsbedürftige Seelen, daß man immer gehäuft den Heimweg antritt.

Sagt mir nichts gegen meinen Wochenmarkt!

Eva Schwandt.

Vingynubne Inubff

Von Selmar Reinhold Jentl.

Welch ein wundervoller Maler der Herbst ist, weiß jedermann. Der genialste Impressionist kann in seinen Meisterwerken nicht das wiedergeben, was ein sonniger Herbsttag an Farbenscheit uns bietet.

Auch eine kleine Muse ist im Herbst. Keine grelle Buntheit — im Gegensatz zu den Farbtönen und gerade darum damit harmonierend. Weit weg im Süden, im „Schwarzen Erdteil“, weilen nun die gedieberten Meistermusikanten des Frühlings fast samt und sonders. Wenn schon eine Ansel einmal stottert, ein Zink schlägt, so geschieht's doch nur leise und bruchstückweise. Kein Frühlingsjubiläum ist's, sondern nur ein wenig Frühlingsrausch. Aber gerade das macht die Studien (nicht mehr ist es so) reizvoll. Hundertmal Tag für Tag Ansel flöten und Zinken schlagen, es wird zu viel trotz aller Variationen, weil es zu alltäglich geworden ist. Gleiches verhält es sich mit all den kleinen Vogelweihen, die wir jetzt im Herbst vernahmen; Zartheit liegt in ihnen, es fehlt ihnen die schmetternde Kraft und Fülle der Lenzzeit, aber gerade deswegen und weil sie uns unvermutet Gescheit werden, sind sie voll Reiz. Da geistert der Grünspecht, trillert und pfeift der Kleiber, klingen und zwitschern die Meisen, die Baumläufer, mähen die winzigen Goldhähnchen. Dazwischen erklingt das eintönige „Zins-zahl, Zins-zahl“ des Weidenlaubvogels und von einem Hausdach herab das Trillern des Hausrotschwanzes mit der absonderlichen gepreßten Zermate inmitten des Lärmes. Auf der Straße aber schwingt sich die kleine, unscheinbare Raublerche auf eine Gartenpflanze, singt in bunter

Herbstmorgen

Schwer bricht der Pfing durch nasse Adererde
Krumm knipst der alte Knecht und scheltend
hinterdrein,
Vom Ader nebenan hebt fröhlich sich die
Herde,
Der nasse Wald liegt kalt und tot wie Stein.

Nur das Gedamp der feuchten Pferdeweiden
In fahler, unbewegter Morgenluft.
Doch spür' ich unter ihres Pfuges Speichen
Schon junger Saaten starren, frischen Duft.

Ludwig Bäcker.

Wechselfolge allerlei niedliche Vogelweihen
und Rufe, gibt Weisengewitter, Käuf-
lingsflöten, Felderchen trillern zum besten,
singt ein Potpourri des Vorfrühlings mitten
im Herbst.

Und dann die lebhaften Rotkehlchen-
weihen, die jetzt in den Parks und Gärten
erklingen. Helle Harfenarpeggien und doch
— ganz der Herbststimmung entsprechend —
voll Melancholie. Ein Lied von Sommers
Ende, Nocturno und Wiegenlied zugleich,
ein fallender Frühlingsrausch im Herbst.

Die Regenvögel, Strand- und Wasser-
läufer fehlen bis auf ganz einzelne Arten
zur Zeit in unserer deutschen Heimat,
namentlich im Binnenland. Jetzt aber
ziehen sie bei uns durch, verweilen auf
Stunden oder gar Tage an stillen Gewässern,
wo Schilf und Seebänke sind. Keine
Singvögel sind's (sie werden zu den Schnepfen
gerechnet), aber sie trällern zumeist hell und
lieblich, ja einige Arten (allen voran der
Waldwasserläufer) bringen ganz fröhliche
Akkordeuren voll Wohlklang, denen zu
laulichen Genuss ist... Was man von dem
schönen Reich der Vögel und (im
weissen, schwarzabgegrüneten Herbstwald so
schmucken) Trauerfischchen nicht gerade
behaupten kann. Und doch paßt auch dieses
Schmelzlied trefflich harmonierend in die Herbst-
landschaft, es stimmt zum Weisen und Zäusen
des Windes, zum herblichen Wellen-
gebräus in unseren sonst so stillen Binnen-
gewässern. Gut fügen sich auch die quäsenden
die schnarrenden Laute, das Klingeln und
Schellen der jetzt so herrlich bunten Enten
ein. Ihre Brutheime liegt zu allermeist
hoch oben im Norden und Nordosten, weitab
von aller Kultur.

Fremde Laute sind es, die uns jetzt
entgegenkommen: eine eigenartige Note bringen
sie in unsere Landschaft. Einmal waren
sie unserer Heimat zumeist aus kommerz-
über eigen, als noch die germanische Frucht-
wäld- und Eumpflandchaft mit Seen
und Teichen sich breitete.

Der heiratslustige Großvater.

Der Laufbursche kommt zum Prinzipal
und bittet um Urlaub, weil seine Großmutter
gestorben sei. Prinzipal sagt der Prinzipal:
„Hör mal, soviel ich mich erinere, ist
das schon die vierte Großmutter die stirbt!“
Aber schlagfertig antwortet der Berliner
Junge: „Da können Sie nichts gegen machen,
mein Großvater heiratet immer wieder.“

Laub
Der...



Gemü
in ein

Gerade
Organismus
das Gemü
Zusammen
bereitung
aller Sch
werden zu

überbad
weise ein
Wir legen
reihen- od
Grünholz
Möhrrißen
eventuell
überkreuz
bröckeln, un
eine Viertel
besser wird
Reis, und
mengen und
darübergele
übergekreuz

Stofftrau
samt und d
Weißtrau
Sie werden
weisen Hof
man als
wenn man
die sich gef
und mit Ar
troffenen P
Gebaden
so auf wie
rühren — m
ben, paniert
bröckeln und
zweiten Fall
salzen und
gleich rohen
den. Besond

Stoff eine

V

Wenn da
Vau der äg
Tausenden
Zwiebeln ge
würstliche
nis der mod
Zwiebel bei
wichtiges,
Naturprodukt

Die Zwie
werten einen
den Organ
Salzen, die
schwere Sch
vorrufen für
schaften aller
die Zwiebel
wird. Da m
danken daran
frau auf, ih
Auftragen m
ner, roher Z

* MODE UND HEIM *

Launen der Mode

Der erste Ball



Erinnern wir uns noch der herzlichen Erwartung und Freude vor dem ersten Ball? Dann werden wir auch unsere jungen Mädchen verstehen, die diesen Abend herbeisehnen, und wir werden ihre Vorfreude noch erhöhen, indem wir die Wahl eines zierlichen Tanzkleides gehen. Taft wirkt stets besonders jugendlich und vermag bei geschickter Schnittart auch gelegentlich kleine Unebenheiten und Härten des jugendlichen Körpers noch zu verdecken. Das Taftkleid in der Mitte ist lichtblau, für eine hellblonde Trägerin gedacht, als Stille gehalten, mit kleinem, niedrigen, angedeutetem, weitem Rock und hochstehender Schulterrassierung. Mit den hellblauen Punkten, mit denen das ganze Kleidchen bestickt ist, harmonisiert ein lachsfarbenes Sträußchen am Ausschnitt. — Changierender Taft, die große Mode dieses Winters, wird möglichst glatt verarbeitet (unser Modell links) und nur mit breiten Rüschen am Saum, mit Schößchen und Flügelärmeln sowie einer Gürtelschleife verziert. — Ein lichtgrünes Gosselkleid (rechts) wirkt für dunkle junge Mädchen mit frischen Farben außerordentlich zart und kleidsam. Es ist mit dreifachem Volant am Saum besetzt und durch schmale, schwarze Samtbänder am Gürtel und an den Ärmeln gebunden.

Gemüse darf nicht fehlen

in einer gesunden Speisefolge.

Gerade jetzt im Winter hungert der Organismus nach den Aufbaustoffen, die das Gemüse birgt. Es kommt nur auf die Zusammenstellung und die Kunst der Zubereitung an, um ein Gemüsegemisch bei aller Schmackhaftigkeit nicht zu kostspielig werden zu lassen.

Aberbade Gemüseplatte ist beispielsweise ein leckeres, sättigendes Hauptgericht. Wir legen in eine gebutterte Backform reifen oder schichtweise gargebünsteten Grünsohl oder Rosensohl, fein gewiegte Mohrrüben und Blumentobisrosetten sowie eventuell Erbsen. Das geschichtete Gemüse überstreuen wir mit Meisefasern und Semmelbröseln, um das Ganze wenig mehr als eine Viertelstunde im Ofen zu baden. Noch besser wird das Gericht natürlich, wenn wir Reis, Nudeln oder Kartoffelbrei hineinmengen und eine pikante, feuerliche Sauce darübergießen, bevor Meisefasern und Brösel übergestreut werden.

Aberbade Gemüseladen sind ziemlich unbekannt und dabei, als Abwechslung von den Weißkrautrouladen, besonders schmackhaft. Sie werden in der gleichen Art wie ihre weißen Kolleginnen zubereitet, doch kann man als Füllung auf Reis verzichten, wenn man nicht gerade Wildfleischreste hat, die sich geschmacklich sehr gut dazu eignen, und mit Kartoffelbrei und Würstchen von getrockneten Pilzen füllen.

Gebadene Mohrrübenscheiben sind ebenso gut wie gebratene. Im ersten Falle schneidet man die gefochten, ganzen Mohrrüben — möglichst gleichgroße — in Scheiben, paniert in Ei und Mehl sowie Semmelbröseln und bädt sie in der Pfanne. Im zweiten Falle können rohe Scheiben, aufgezogen und gepfeffert, einfach in der Pfanne gleich rohen Kartoffelscheiben gebraten werden. Besonders schmackhaft sind Kartoffeln

und Mohrrüben zu gleichen Teilen gebraten. Nicht vergessen, daß auch gebadene Tomaten, Gurken und Zellerischnitten eine Delikatess sind!

Riesige und verhängnisvolle Gedecke

Etwas vom Tischtuch

Es war einst Gepflogenheit guter Hausfrauen, ihre Tische sorgfältig zu revidieren und insand zu halten. Mit nicht geringem Stolz speicherten sie in ehrwürdigen Schränken und Trüben den „schneeigen Lein“. Für Patrizierinnen, Edelfrauen und Prinzessinnen eine mühselige Aufgabe, denn der Vorrat war meist ein ungeheurer und enthielt so manches Erbstück, das von Generation zu Generation als heiliges Tafeltuch an die folgenden Tage wichtiger Familienfeiern erinnerte.

Krüher waren Tafeltücher von großen Ausmaßen üblich, da die Familie zahlreich, die Gastfreundschaft schier unbegrenzt war. Große Feiertage verband sich mit dem Auflegen und Dedern der kostbaren großen Tücher, die dem Glanz des Hauses dienten. Heute, wo sich in dieser Beziehung Brauch und Sitte dem neuzivilisierten Lebensstil angepasst haben, mutet das fast märchenhaft an. Und doch hat eine gute Hausfrau, welche die Tradition alter Zeiten gern deutlich zur Schau trägt, eine königliche Hausfrau, die Königin Mary von England, jüngst dem Kaiserhof der englischen Krone ihre Aufmerksamkeit zugewandt und ihm große Sorgfalt angedeihen lassen. Sie hat die königliche Tafelwäsche schätzen lassen und eine Summe als Ankauf erhalten, die die Millionen übersteigt. Das wertvollste Stück ist das wohlhabende Tafeltuch, das für die Hochzeitstafel der Königin Anna gewebt wurde und als Kuriosum aufbewahrt wird.

Können Dicke verhüngen?

Auch ein Beitrag zum Thema „Schlankheitskuren“

Man hat das Ende der schlanken Linie allzufrüh bejubelt. Sie überlegte es sich und — blieb. Und heute hört man nach wie vor Vieles und Verschiedenartiges von erfolgreichen und erfolglosen Schlankheitskuren, wobei in der Mehrzahl der Fälle die Erfolgslosigkeit beklagt wird.

Wieder einmal, darauf hinzuweisen, daß sehr häufig die Neigung, Fett anzusetzen, im Organ und seiner Veranlagung begründet ist. Sie glauben es nicht? Sie sind der Meinung, mit rigorosen Vorbeugen, mit Hungerturen und anderen Quälereien die Naturgesetze über den Fettsatz werfen zu können? Eine kleine Geschichte, die fast unwahrscheinlich klingt und doch medizinisch bestätigt wird, mag Sie eines Besseren belehren:

Ein junger Mann zog sich eine empfindliche Verletzung der Hand zu. Es ergab sich die Notwendigkeit, ein Stück Haut, das durch die Verletzung fortgerissen war, wieder einzusetzen, wollte man nicht eine entstellende Narbe auf dem Handrücken zurücklassen. Man nahm ein entsprechendes Stück Haut aus einer Körperstelle, wo es am entbehrlichsten schien, aus der Bauchdecke. Alles verlief nach Wunsch — die Hand heilte mit samt dem chirurgisch eingesetzten Hautstück, und alles schien in schönster Ordnung.

Wiz nach einiger Zeit der Mann in die Jahre kam, die man als die „besseren“ zu bezeichnen pflegt, diese Jahre, die sich zu meist durch eine Neigung zu Fettsatz bemerkbar machen. Der Mann bekam ein rundes, hübsches Bäuchlein, jedoch nicht nur an der Stelle, wo dieses Bäuchlein seine Veranlagung hat, sondern auch — auf dem Handrücken, wo vor Jahren ein Stückchen

Bauchdecke eingesetzt worden war. Dort bildete sich ein unvertrennbares Fettpolster, das die schlanke Hand entstellte.

Es kommt also auf die Veranlagung des Menschen an. Fettsucht und Magerkeit sind Anlagen, die man zwar korrigieren, nicht aber gänzlich wandeln kann. In der Mehrzahl der Fälle von Fettsucht ist nicht an eine Verschiebung der Bilanz zwischen Energiezufuhr und Energieverbrauch zu denken. Es gibt genügend hagere Menschen, die ungeheuren Mengen nahrhafter Speisen zu sich nehmen können, ohne auch nur ein Gramm zuzunehmen. Und Dicke wiederum, die sich mit Entfettungskuren, mit Hunger und Durst herumquälten und dennoch dick bleiben. Anlage! Schränkt man bei fettliebenden Menschen die Nahrungsration ein, so können zwei Folgeerscheinungen eintreten: entweder werden sie entkräftet, leistungsunfähig, ja, sie können sogar verhungern, und bleiben dennoch von annähernd gleichem, rundlichem Körperrumfang. Die Fähigkeit, der dazu disponierten Organe, Fett zu bilden, ist so stark, daß sie rücksichtslos alle Nahrungsstoffe an sich reißen, um daraus Fett zu bilden. Daher kommt es, daß die anderen, lebenswichtigen Organe verhungern können. Im anderen Fall, wo eine Gewichtsabnahme verzeichnet wird, liegt dann tatsächlich „Überfütterung“ vor, die durch vorsichtige Umstellung der Ernährung und Kontrolle durch den behandelnden Arzt ausgeschaltet werden kann.

Es kann immer wieder nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß „Hungerturen“ — das heißt allemal nur vegetarische oder nahrungsarme Tage, die eingeschaltet werden — stets auf Ratsschlag und unter Aufsicht des Arztes vorgenommen werden dürfen. Diese „Hungertage“ sind ja selbst für Gesunde sehr heilsam und werden von neuzeitlichen Ernährungssachleuten angeraten. Kranke jedoch und Leute, die ihre Ernährung aus gesundheitlichen Gründen umstellen wollen, können mit Rücksicht auf die Widerstandskraft aller Organe, vor allem aber der Nerven, hierbei nicht vorsichtig genug sein.

Was tun Sie, wenn...

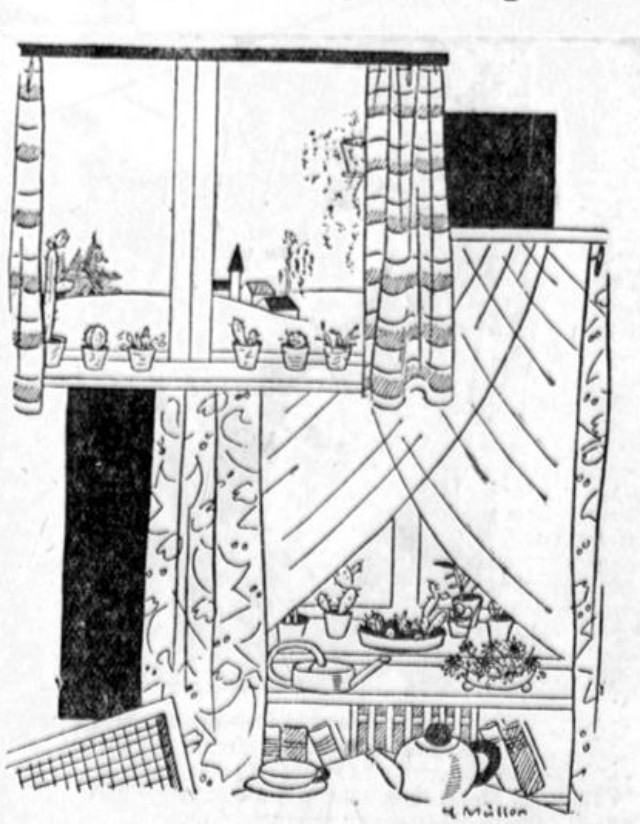
... die Fenster zufrieren, was vor allem bei vielbenutzten Räden in der kalten Jahreszeit häufig der Fall ist? Wir reiben die Scheiben mit einer lauwarmen Lösung von einem Eßlöffel voll Salz auf einen halben Liter Wasser ab, so ist das Fenster wieder klar. Um das Einfrieren zu verhindern, tut man gut, die Scheiben mit einer Lösung von einem Viertel Liter Brennspiritus auf 25 Gramm Glycerin einzureiben.

... eine gute Portion Kohl in der Küche kocht und der Dampf, der vielen sehr unangenehm ist, in die Wohnung zu ziehen droht? Wir decken ein mit Essigwasser getränktes Tuch über den Topf, bevor wir den Deckel auflegen.

Das Fenster mit Bildwirkung

Noch viel zu wenig werden die Möglichkeiten beachtet, die uns durch die Fenster in unserem Heim geboten werden. Kleine Veränderungen an dieser Stelle können den gesamten Raum aufs günstigste beeinflussen. Haben wir beispielsweise ein Fenster mit einer sehr schönen, malerischen und freien Aussicht, so dürfen wir diesen Blick ruhig in den Raum „hineinziehen“, indem wir auf verdeckende Gardinen verzichten, dem schönen Bild durch stilvolle Seitenvorhänge nur einen geschmackvollen Rahmen geben und nur niedrige, nicht störende Gemäusche auf dem Brett aufstellen. Ist hingegen die Aussicht unerfreulich, so ziehen wir leichte Gardinen in kunstvollen Raffungen tief herunter, lassen sie in weissenfaltenen Vorhängen seitlich verschwinden und schaffen uns das schöne Fensterbild im Raum selbst. Wir verbreitern das Fensterbrett, um einen regelrechten kleinen Zimmergarten anlegen zu können und benutzen den Raum unterhalb des Brettes, um schöne Bücher oder Geschirr aufzustellen. Damit ist eine sehr anmutige und praktische Fensterdecke geschaffen.

Das praktische Heim



Woh eine Zwiebel!

Versuch einer Ehrenrettung

Wenn da behauptet wird, der gigantische Bau der ägyptischen Pyramiden habe außer Tausenden von Menschenleben noch — Zwiebeln gefodert, so bestätigt diese sprichwörtliche Behauptung nur noch die Erkenntnis der modernen Ernährungslehre, die die Zwiebel bei aller Anspruchsfähigkeit als ein wichtiges, nahrhaftes und reinigendes Naturprodukt empfiehlt.

Die Zwiebel hat neben ihren Nährwerten einen ungeheuren Vorzug: sie reinigt den Organismus von überschüssigen Salzen, die, in den Geweben zurückgehalten, schwere Schädigungen der Gesundheit hervorrufen können. Nun sind diese Eigenschaften allerdings am wirksamsten, wenn die Zwiebel in rohem Zustand genossen wird. Da nun viele bei dem bloßen Gedanken daran entsetzt sind, tut die kluge Hausfrau gut, ihre Speisen wortlos vor dem Auftragen mit einem kleinen Zusatz geriebener, roher Zwiebel zu versehen. Für alle

Suppen, alle Tunken ist die Zwiebel eine unvergleichliche Würze — in kleinen Dosen natürlich — und bei Rohgerichten übt sie eine wohltätige Wirkung aus, indem sie häßliche Begleitererscheinungen dieser Gerichte aufhebt. Auf der Herdplatte gebräunt, mit ein wenig Fett angebraten, färbt und würzt eine Zwiebel schmackhaft Bratentunken, selbst Fleisch- und Fischbrühen.

Die Zwiebel als Hauptgericht hat sich noch nicht recht eingebürgert. Allerdings wissen wohl die wenigsten, wie schmackhaft eine gutzubereitete Zwiebelsuppe ist — bestehend aus kleingewürfelten, in Fett gebräunten Zwiebeln, einer gebräunten Mehl-einbrenne und etwas Brühe aus Suppengrün, das Ganze geriebt mit gerösteten Semmelwürstchen. Oder auch angebräunte Zwiebeln als Gemüsebeilage, die in Salzwasser abgekocht, auf einem Tuch getrocknet und in gebräunter Butter mit Zucker geschwenkt sind.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)

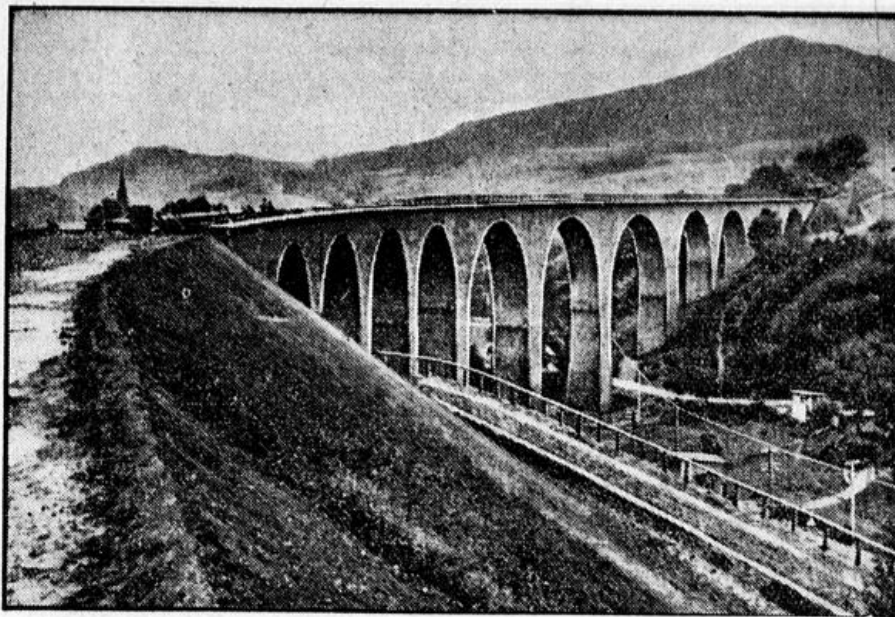
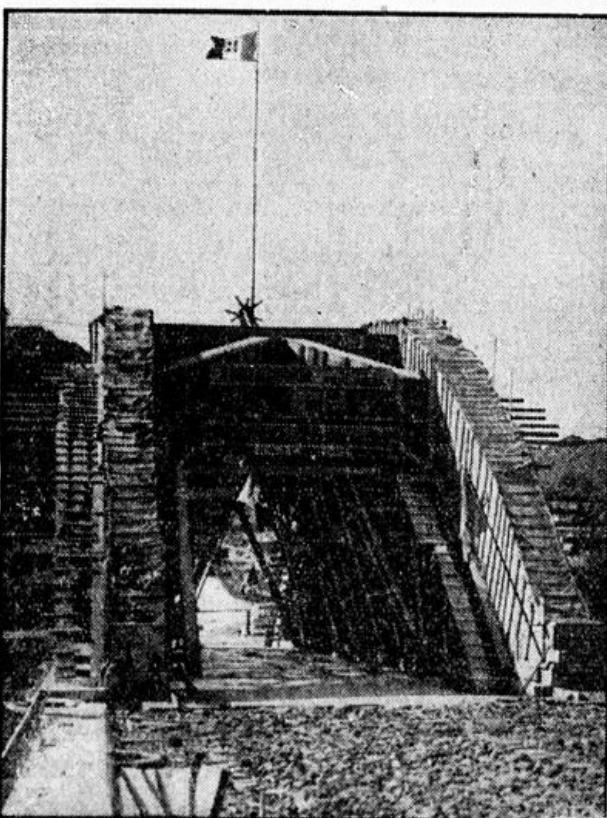
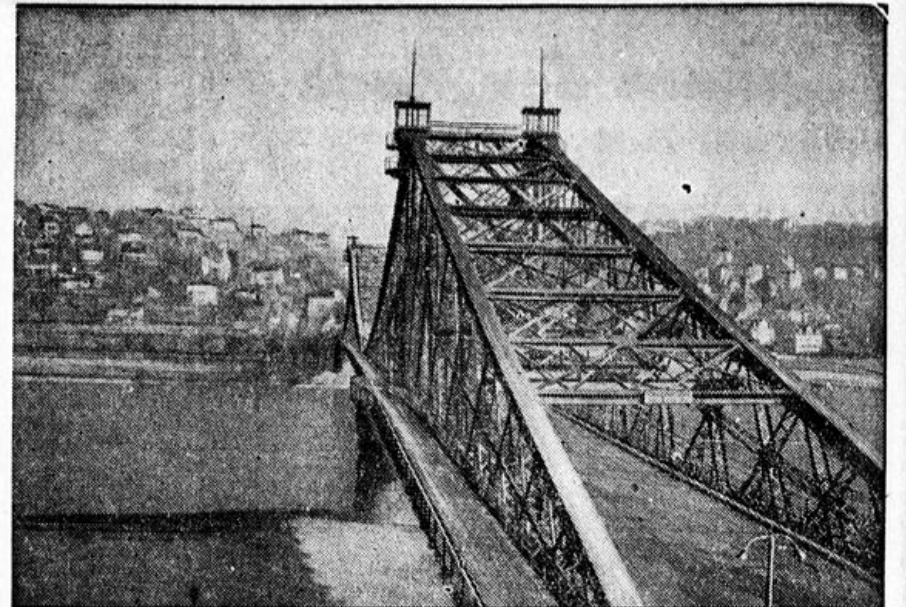
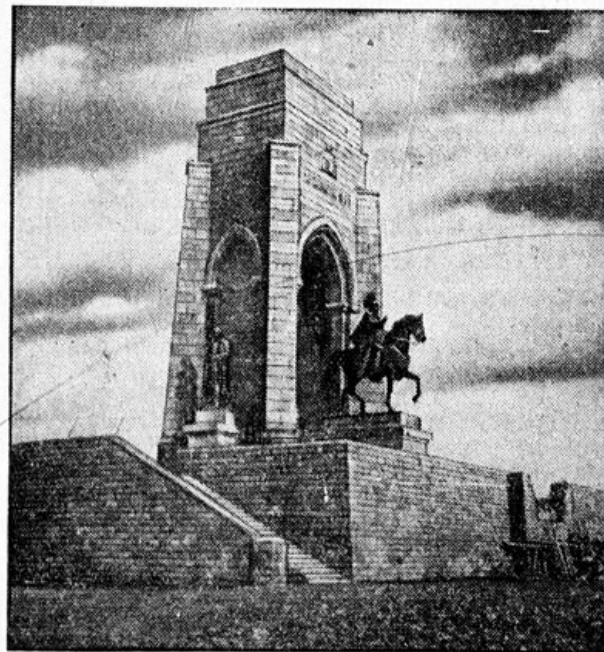


Bild links:
Ein neues Meisterwerk deutscher Technik
Deutschlands zweitgrößter Eisenbahnviadukt wurde vor kurzem an der Reichsbahn-Neubaustrecke Türkismühle-Musel, die das Grenzgebiet zwischen dem südlichen Rheinland, der Pfalz und dem Saarland erschließt, vollendet. Die große Talbrücke bei Oberkirchen (Bezirk Trier) ist 300 Meter lang, 38 Meter hoch und hat 12 Brückenbögen bis zu 25 Metern lichter Weite.

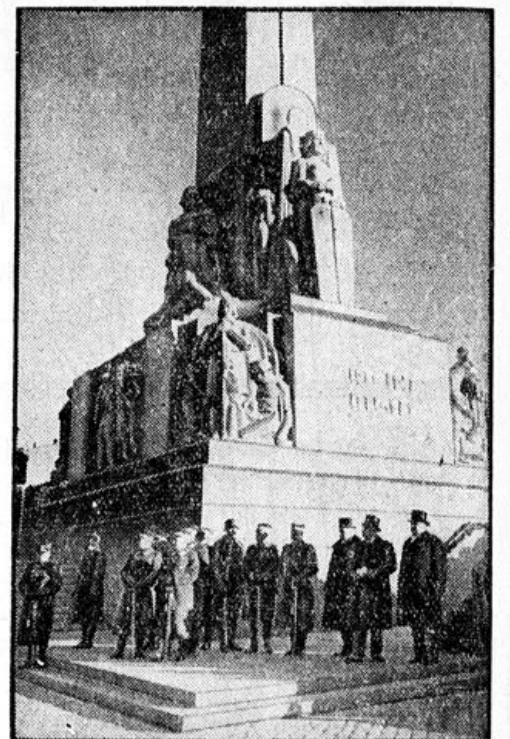


Brückenbau in der italienischen Steppe
Bei Gindar an der Nordfront ist von italienischen Pioniertruppen die erste große feste Brücke gebaut und mit den Initialen des Königs und Mussolinis versehen worden.



Umgestaltung des Hohenzollern-Denkmal
Nach der völligen Umgestaltung des Hohenzollern-Denkmal am Zusammenfluß der Ruhr und Lenne soll das Denkmal das neben dem 18. Januar 1871 die Daten des 30. Januar 1933 und des 16. März 1935 trägt, am Gründungstag des zweiten Deutschen Reiches eingeweiht werden.

Bild oben:
Dresdens „Blanes Wunder“ wird breiter
Eine der acht Elbbrücken Dresdens, die die Stadtteile Blasewitz und Loschwitz miteinander verbindet und die ihrer Konstruktion als Hängebrücke wegen zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt zählt, wurde durch Anbringung von zwei Fußgängersteigen außerhalb der eigentlichen Brücke verbreitert. Die Brücke wird wegen ihres Anstriches das „Blanes Wunder“ genannt.



Lettland enthüllt sein Freiheitsdenkmal
Das neue Freiheitsdenkmal in Riga, das in Anwesenheit zahlreicher Minister von dem lettischen Staatspräsidenten enthüllt wurde.

Bild rechts:

Wie sich Malaria ergab
Abessinische Jungen mit weißen Fächern und kleinen Beuteln Lebensmitteln zeigen den in Malaria erkrankenden italienischen Truppen die Bereitschaft der Bevölkerung, sich zu unterwerfen.



Admiral Jellicoe
Admiral Jellicoe, der Gegner der deutschen Flotte im Weltkrieg insbesondere in der Jageral-Schlacht, ist im Alter von 76 Jahren in London gestorben.



Der Winterhilfe-Fußballkampf der „Nationen“
Der technisch gute und überaus schnelle Kampf der deutschen Auswahlmannschaften im Berliner Volkstadion vor über 40.000 Zuschauern zugunsten des BVB sollte Aufschlüsse zur Aufstellung unserer Nationalmannschaft für das Länderpiel gegen England geben. Weiß siegte bekanntlich mit 4:3 über Rot. Unser Bild zeigt einen Spielangriff vor dem Tor von Weiß; die rote Mannschaft hat eben ihren zweiten Erfolg erzielt.



Münchener Freiluft-Kunsteisbahn in neuer Gestalt
Die ersten Eisläufer auf der wiedereröffneten Freiluft-Kunsteisbahn an der äußeren Prinzregentenstraße. Das Stadion wurde erweitert und ausgebaut und gibt in neuer Gestalt eine vortreffliche Eisportstätte ab.

J32

Wiel
der Feier
Sommer
versproch
bringen,
Aber
Königin:
erhöht vo
Stürmen
leichtes V
spät, du
wehte ihr
von Lann
rose mit
aufmerksam
nachher h
Z32
Mangen,
wie um S
plötzlich
Z32, die
„Mar
„Ober
„So
„da will i
fann“, un
fel, als di
Z32
Mein Gen
über die
wünschte
begleiten.
den Klein
Surribred
Mein
du kammst
er auch all
„Frau
Tania u
Z32, aber
deine Fahr
doch gar n
mit Surrib
nicht selte
einen halb
rief Oberon
sich auf der
„Surrib
„Rein,
Surribred,
nich verlie
ganz milde
aber fing s
„Nun
wollen wir
ihre Sachen
Wert! Sieh
Dabei fing
donnern, ei
ihnen den
dem Krache
das schwere
„Siehst
bahnzug?“
war alles s
Arme gen
untergerollt
„Ja, ja
so rühmte
„Aber
♦♦♦♦♦♦♦♦♦♦

a b
8
7
6
5
4
3
2
1
Weiß
Kontroll
Weiß (7
e3, e5, Bauer
Schwarz
a5, Läufer d
Wie
Das Werk
Es kommt der
sieht und den
Holen Sie di
Inhalt der
Bücher. Den
Kraus und
kommt er in
sieben Litter
Gefäße hat
andere drei
Kannen steht e

Spielplatz der Jugend

Allerlei Bastelei

Izza und Hurribreck

Wieder war eine Vollmondnacht gekommen und wieder feierten die Elfen mit ihrer Königin Titania ein Sommerfest. Oberon, der Königin Gemahl, hatte sogar versprochen, zu kommen. Auch einen Gast wollte er mitbringen, den Orkan mit Namen Hurribreck.

Aber die Gäste ließen auf sich warten. Da rief die Königin: „Wo ist nur Izza, unser Lustfisch? Ihr alle seid so erblüht vom Tanzen, und er hat doch die Pflicht, eure Stürme zu kühlen.“ Aber da erhob sich schon ein leichtes Lüftchen, und das war Izza. „Wie immer — zu spät, du Schlingel“, sagte die Königin. Aber Izza umwehte ihre Stirn und brachte in seinem Hauch den Geruch von Tannennadeln, den Duft von Thymian und Sedenrose mit, den Titania, die Königin, so sehr liebte. „Wie aufmerksam“, sagte sie, „denn ich bin vertrieben!“ Und — ach, habe ich noch eine Überraschung für dich.“

Izza umspielte die Voden der Elfen und kühlte ihre Wangen, als plötzlich die Elfen zum König eilten, wie um Schutz zu suchen, denn mitten unter ihnen standen plötzlich Oberon und der schreckliche Hurribreck.

„Warum so ängstlich? Ich bin ja jetzt so sanft wie Izza, dieser Schmachtlappen“, rief Hurribreck.

„Aber du siehst so schrecklich aus“, riefen die Elfen.

„So — ich sehe schrecklich aus?“ donnerte Hurribreck, „da will ich euch mal zeigen, daß ich auch schrecklich toben kann“, und er wollte gerade zeigen, wie groß seine Kraft sei, als die Königin Einhalt gebot.

„Izza“, rief sie, „ich will dir eine Freude machen. Mein Gemahl schied heute noch Hurribreck, den Orkan, über die Lande auf das Meer. Und weil du dir so oft wünschst, so stark zu sein wie Hurribreck, sollst du ihn begleiten. Nicht wahr, Hurribreck, du gibst gut Acht auf den Kleinen?“ schloß sie ihre Rede, indem sie sich an Hurribreck wandte.

„Nein“, rief Oberon dazwischen, „zeige ihm alles, was du kannst. Hat Izza gewünscht, zu sein wie du, dann soll er auch alles mitmachen.“

„Frau Königin —“ unterbrach Izza ängstlich. Aber Titania unterbrach ihn: „Ich weiß, du willst mir danken, Izza, aber das tue in der nächsten Vollmondnacht, wenn deine Fahrt hinter dir liegt!“ Und Izza hatte der Königin doch gar nicht danken, sondern sie bitten wollen, ihn nicht mit Hurribreck fortzuschicken. Aber nun schweig er, um nicht seine zu erschrecken. Titania warf Hurribreck noch einen halb bittenden, halb mahnenden Blick zu, dann rief Oberon: „Hutweg!“ Und Hurribreck und Izza machten sich auf den Weg.

„Hurribreck“, bat Izza, „laß mich hinter dir bleiben.“ „Nein, nein, mein Junger Hasenherz“, erwiderte Hurribreck, „du bleibst vor mir, denn sonst könntest du mich verlieren!“ Und Hurribreck fing an zu blasen, erst ganz milde, so daß Izza sanft fortgetragen wurde, dann aber fing Hurribreck an zu pfeifen und dazu zu heulen.

„Nun paß auf, mein Junge“, schrie Hurribreck, „nun wollen wir den eingebildeten Menschen mal zeigen, was ihre Sachen wert sind. Sie sind so stolz auf ihrer Hände Wert! Siehst du unter uns das Haus, das sie groß nennen?“ Dabei fing Hurribreck schrecklich an zu heulen und zu donnern, er ballte die Fäuste zusammen und hockte aus ihnen den Wind, und den Donner schickte er mit betäubendem Krachen hinterher. Dann sah Izza, wie Hurribreck das schwere Dach des Hauses hochhob und fort schleuderte. „Siehst du die Wälder, die Auen und den Eisenbahnbau?“ brüllte Hurribreck. Und als Izza niederblickte, war alles schon zerstört — die Baumwurzeln fiedeln die Arme des Himmels, und der Zug war die Wöschung hinuntergerollt.

„Ja, ja, wohin ich komme ist Tod und Zerstörung“, so räumte sich Hurribreck, aber Izza schauderte. „Aber nun geht der Spaß erst an!“ meinte Hurribreck.

„Nun kommen wir ans Wasser. Da ist der Kanal, der England und Frankreich trennt, und nun geht's darüber weg.“ Und Hurribreck beugte sich über die weiß aufschäumenden Bogen und riß die Schiffe von den Untertassen, kippte die Segelboote und die kleinen Boote um und lachte, schrie, brüllte und donnerte. „Nun kommen wir an den Ozean — da sollst du was erleben!“ schrie der Orkan. Und sie kamen ans Weltmeer. Die Sturmbögel blieben hinter ihnen zurück. Hurribreck teilte das Wasser, machte ein großes Grab, und links und rechts türmten sich die Wellen häußerhoch empor. Sie brachen wieder zusammen und rissen ein neues Grab auf. Und wohin Izza auch sah, überall heulte, tobte, brandete und zischte es. Dazu sang Hurribreck sein uraltes Tobelied. Izza slog in das Wellengrab, wurde unter einer Woge begraben — aber Hurribreck riß ihn wieder heraus und das grauenhafte Spiel begann von neuem.

„Nun, Junger Lustfisch, hast genug, nicht wahr?“ brüllte Hurribreck. „Da kommt ein Schiff, das ich deinetwegen schonen will, denn du jammertest mich.“ Und er ließ eine hohe Woge über das Schiff fegen, die Izza mit sich führte und ihn hilflos auf den Planken des Schiffes liegen ließ. Hurribreck tobte unter lautem Gelächter davon.

Und Izza? Ach, Izza wollte nicht mehr ein zweiter Hurribreck sein, nicht vernichten und Menschen töten, lieber heiße Stürme kühlen, lieber in Voden spielen und in der Woge sich zur Ruhe legen. Was aber der Königin sagen? Hurribreck wird alles von Izzas Angst und Entsetzen erzählen!

„Ich will getreu die Wahrheit sagen, mag Oberon auch spotten!“

Und was Izza auf der nächsten Vollmondnacht erlebte, das ist eine andere Geschichte...

Wann starb das tote Meer?

Namen und Vaten der Erdkunde. — Warum Amerika?

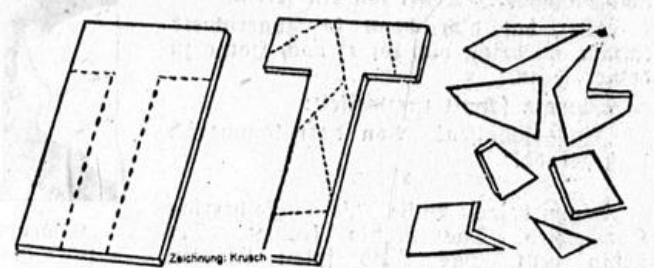
Hunderttausende von Namen sind über die Karten und Atlanten gestreut, die der menschlichen Erfindungsgabe alle Ehre machen, aber nur in seltenen Fällen organisch und gerechtfertigt sind.

Wenn ein Kind nun fragt: „Wann starb das tote Meer, und woran ist es denn gestorben?“, so hat das eine gewisse Berechtigung; aber die Antwort darauf wird schwerfallen. Es wird ja nur deshalb „tot“ genannt, weil in seinem tiefen Salzgehalt kein Lebewesen existieren kann und auch niemand seine wüstenähnlichen Küsten bewohnt. Auch die Nordsee hat einen unzweifelbaren Namen, denn für den Schleswig-Holsteiner ist sie ja die Westsee, für den Engländer müßte sie Ostsee heißen, wenn er nicht vorzöge, sie das „Deutsche Meer“ zu nennen, „German Sea“. Ebenso einseitig sind die Bezeichnungen „Morgen-“ und „Abendland“, denn für den Amerikaner ist ja Europa das Morgen-, Asien das Abendland. Aber hier hat man es mit traditionellen Namen zu tun, die sich aus einer Zeit erhalten haben, als die Erdkunde noch nicht imstande war, so verschiedene Standpunkte einzunehmen wie heute. Eine Veränderung dieser Tradition aber können wir in den Bezeichnungen für Afrika feststellen, das ursprünglich als Festlands-komplex Libia genannt wurde, eine Bezeichnung, die sich nur in einigen Landschaften der Orientländer erhalten hat. Der Name Afrika galt dem alten Rom nur als Benennung des heutigen Tunesiens.

Daß aber ein ganzer Erdteil recht sinnlos zu seinem Namen kam, ist einer der erstaunlichsten Einträge geographischer Vaten. Amerika wurde in seinem ganzen Zusammenhang als ein Gesamtkomplex erst um 1500 erkannt. Daß es mit den Namen Westindien oder gar der einzelnen Inselbenennungen nichts war, lag somit auf der Hand. Also ein neuer Name her! Und es fand sich in dem heute lehrbuchhaften Städten St. Dió auch

Aus Zigarrenstückenholz
Habt ihr schon einmal nachgerechnet? Es ist gar nicht mehr lange bis Weihnachten! Und so viel Geschenke sollen fertiggestellt werden, denn so einfach hingehen und alles fertig kaufen, davon kann natürlich keine Rede sein. Also denken wir einmal nach, was wir wohl von alten Sachen verwenden können, so daß neue hübsche Spielsachen daraus entstehen...

Wißt ihr, daß man sich ein hübsches Spiel aus altem Zigarrenstückenholz machen kann? Der Boden einer Zigarrenkiste ist am besten dazu geeignet, weil der Deckel häufig reliefartige Eindrücke zeigt. Ihr zeichnet auf den



Boden also eine Zigar — einen großen lateinischen Buchstaben, ein T oder P vielleicht, ein Herz oder Kreuz oder sonst eine einfache Form —, sagt sie mit der Laubbäge aus und zerschneidet sie in sechs bis acht unregelmäßige Stücke, die ihr dann schön bunt, mit einer Farbe auf der oberen, mit einer anderen Farbe auf der unteren Seite, anmalen. Dies Zusammenfügen wird auch größeren Kindern viel Spaß bereiten, ja vielleicht beteiligt sich sogar der Vater eifrig an der Materie. Ihr müßt die Form der Zigar schon verraten, denn sonst wird es gar zu schwer.

richtig ein deutscher Kosmograph, Waldseemüller hieß er, der sich als Vaten vorstellte und nach dem damals angesehenen Geographen Amerigo Vesputi den Namen „Amerika“ für das neue Land vorschlug.
Warum es ein Rotes, ein Gelbes, ein Schwarzes und ein Weißes Meer gibt, darüber sind sich die Gelehrten der Welt immer noch nicht einig. Den Kindern in der Schule erklärt man diese Bezeichnungen durch die Färbung mit Algen, Flechteln, Rotalgen. Völlig volkstümlich sind die bei uns allgemeingültigen Namen wie Atlas, Cordilleren, Neuguinea, Tasmanien, Neuholland, Nichtsosengebirge, Franz-Josephs-Land und andere, die den Eingeborenen natürlich gar nichts sagen, sich auch nicht bei ihnen einbürgern.

Wollen wir mal lachen?

„Mutti, sieh mal den kleinen Schmetterling...“
„Das ist ein Kohlweibchen, Fischchen.“
Nach einigen Stunden fragt die Mutti: „Nun, Fischchen, weißt du noch, wie der hübsche Schmetterling hieß?“
Ja — — — Weibchen, Mutti!“ ruft Fischchen fröhlich.

Erläuterung.

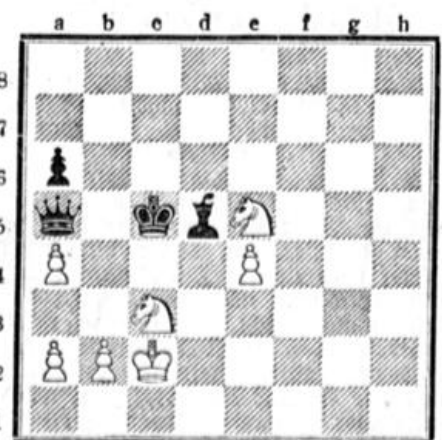
„Mensch, bist du einfaßig!“
„Das liegt bei mir am Namen.“
„Nun, wie so denn?“
„Nun, ich heiße doch Hans Kurz.“

Fische im Fundbüro.

„Entschuldigen Sie“, sagte der alte Herr zu dem Schuttmann. „Ich habe hier im Eisenbahnabteil ein Paket mit Fischen gefunden.“
„Schön, Herr“, erwiderte der Hüter des Rechts. „Kommen Sie aufs Fundbüro, und wenn sich innerhalb von sechs Monaten niemand gemeldet hat, gehören die Fische Ihnen.“

Schachaufgabe

Heinz Netke



Weiß zieht und gewinnt.
Kontrollstellung (41 Figuren).
Weiß (7 Figuren): König e2, Springer c3, c5, Bauer a2, a4, b2, e4.
Schwarz (4 Figuren): König c5, Dame a5, Läufer d5, Bauer a6.

Wie bringt er das fertig?

Das Pferd des Bauern Senfen ist krank. Es kommt der Tierarzt, der sich den Gaul anschaut und dem Bauern ein Rezept überreicht. „Geben Sie die Tropfen und schütten Sie den Inhalt der Flasche in genau sieben Liter Wasser.“ Senfen fährt in die Stadt, kauft die Arznei und will das Getränk mischen. Da kommt er in Verlegenheit. Wie soll er genau sieben Liter Wasser abmessen, wo er nur zwei Gefäße hat, von denen das eine fünf, das andere drei Liter faßt. Mit seinen beiden Kannen sieht er am Brunnen und überlegt.

Wortbaustelle.

flo		
si		
	na	

In vorstehendem Quadrat sind in jeder Reihe zwei Silben so hintereinander, daß drei Wörter entstehen, die von links nach rechts wie von oben nach unten gleich lauten. Diese Wörter haben folgende Bedeutung.

1. Heiliger.
2. andere Bezeichnung für Wagnis.
3. Stadt in Italien.

Magisches Kreuz und Quersworträtsel.

1	2	3	4	5	6	7
1						
2						
3						
4						
5						
6						
7						

Die Wörter bedeuten: a) von links nach rechts und b) von oben nach unten: 1. Anwärterin auf eine Hinterlassenschaft, 2. Schilfmorast, 3. Bezeichnung für Gattung, 4. Gebirgsflur, 5. weiblicher Name, 6. Laubvogel, 7. Farnpflanze, 8. Vögel, 9. Farnpflanze, 10. Farnpflanze, 11. Farnpflanze, 12. Farnpflanze.

metrische Bezeichnung, 10. Nadelbaum, 11. Zerkleinert, 12. Bewohner eines Hirsches, 13. Die Diagonale A—B nennt einen Wasser-vogel.

Füllrätsel.

Die Wörter: Arzt — Bank — Chor — Fund — Gips — Hofe — Kase — Kauf — Turm

sind dergestalt in die vorstehende Figur einzufügen, daß die Buchstaben 1 des ersten, 2 des zweiten, 3 des dritten, 4 des vierten bis sechsten, 5 des siebten, 6 des achten und 7 des neunten Wortes eine viel und gern benutzte badnautische Ferkeneinrichtung ergeben.

Ergänzungsrätsel.

Auf Zeile 2 reimt sich ein Zitat aus „Maria Stuart“.
In freier Zeit wird oft ein Vers verbrochen.
Auf Nichtsarten, wenn man fortgerollt.
Dies abend, hat auch Schiller einst gesprochen:

Ein utopischer Roman.

Neulich fiel mir ein Buch in die Hände. Es schildert phantastisch den Untergang der Welt. Eine Einstürze drückt über die Erde herein. Der Meerespiegel hebt sich um 800 Meter, so daß nur einige Gipfel des Himalaya-Gebirges aus dem Wasser herausragen. Alle Menschen sind ertrunken, die wenigen, die sich vor den steigenden Fluten auf die

Himalaya-Gipfel retten konnten, gehen nach einigen Stunden an Sauerstoffmangel zugrunde. — Als ich das gelesen hatte, sagte ich: „Quatsch!“ Weshalb wohl?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: König e4—f5.

Wenn Schwarz Turm beliebig, dann: Dame a8—h1 matt, ... e5—e2, ... Springer c4—d2 matt, ... Läufer beliebig, ... Turm d7—d1 matt.

Versteckrätsel.

1. Pflanz, 2. Sichel, 3. Ernte, 4. Senfe, 5. Rechen, 6. Saat.

Ordnungsrätsel:

Deut, Anis, Cole, Gif, Rod, Rain, Toga, Einwand. Das Erntedankfest.

Stilberätsel:

1. Artus, 2. Plaut, 3. Lande, 4. Gien, 5. Lichter, 6. Ummg, 7. Stadt, 8. Timor, 9. Däi, 10. Eiger, 11. Nadscha, 12. Bohlau, 13. Emblem, 14. Kinnen, 15. Torgau, 16. Angwer, — Alle Lust der Welt ist kurzer Traum nur.

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 1. Sparta, 2. Jfo, 10. Year, 11. Nabe, 12. Lamm, 13. Güte, 15. Lea, 16. Et, 17. Zuf, 20. zehn, 23. Erna, 25. Frau, 26. Saul, 27. Lahn, 28. Entörung, — Von oben nach unten: 1. Singalese, 2. Frau, 3. Albe, 4. Koete, 5. Al, 6. Seal, 7. Same, 8. Ermadung, 14. Et, 18. Iran, 19. Anut, 20. Zeit, 21. Frau, 22. Lahn, 24. Ma.

Buchstabenrätsel.

Kil, Die, Hum, Don, Leo, Alb, Rab, Tur, Sud, Res, Arm, Hof, Rab, Tag, — Nordland-fahrt.

Aus der Familienmappe

Paul und Pauline sind seit einer Ewigkeit verheiratet.

Pauline bräutelt vor sich hin:

„Das Leben ist ungerecht — der eine bekommt alles Schöne und Gute — der andere bekommt nur Schlechtes und Hässliches!“

Paul nickt:

„Stimmt. Unsere Ehe ist der beste Beweis dafür: du hast mich bekommen, ich aber nur dich!“

Schwarz kommt grün und blau geschlagen daher. Trifft ihn ein Freund.

„Wer hat dich denn so zugerichtet? Komm, ich bring dich sofort nach Hause zu deiner Frau.“

Schwarz schreit verzweifelt:

„Ausgeschlossen! Von dort komme ich doch gerade!“

Wenn besucht wurde. Bei Busse herrscht Hochbetrieb. Das Radio kreischt. Der Hund bellt. Das Kind spielt Klavier. Wenn fragt schüchtern:

„Wieviel Stunden übt das Kind am Klavier?“

„Acht Stunden.“

„Und der Hund bellt immer, wenn Besuch kommt?“

„Der bellt auch, wenn kein Besuch da ist.“

„Und das Radio?“

„Das geht den ganzen Tag — der Schalter zum Abstellen ist kaputt.“

Wenn bedauert Busse:

„Da führen Sie eigentlich kein sonderlich ruhiges Leben, Busse?“

Busse stöhnt:

„Wie wollen Sie das jetzt schon beurteilen können? Was werden Sie erst sagen, wenn Sie meine Frau kennengelernt haben?“

Die junge Frau schmiegte sich an den Göttergatten.

„Peter?“

„Liebste!“

„Haben wir uns nicht versprochen, kein Geheimnis voreinander zu haben?“

„Gewiß, Liebste! Hast du ein?“

„Ja, Peter.“

„So sag's, Liebste!“

Die junge Frau flüsterte:

„Ich wünsche mir ganz im geheimen ein neues Kleid.“

Mathilde sah am Klavier.

Mathilde sang lange und laut:

„Wenn ich ein Vöglein wär!“

Der Mann brummte:

„— und die Kage Flügel hätte!“

Allerlei Störenfriede

Zum letzten Male: „Rrrühe!“



„Komm schnell, Adele, jetzt hab' ich den Kerl, der immer die halbe Nacht über uns herumtrampelt!“



„Der Nachbar könnte jetzt wirklich aufhören, Singschiff zu spielen.“



„Verflüchter Bengel, willst du endlich still sein, damit Vater Ruhe zum Üben hat!“



„Sie musizieren jetzt immer so schön, darf ich mir das Instrument mal ansehen?“



„Sie ziehen schon wieder um, Herr Busse?“
„Ja — das vorige Zimmer war mir nicht ruhig genug!“

Die Sicherheit

A.: „Ich soll Ihnen 1000 Mark borgen. Was geben Sie für Sicherheit?“

B.: „Genügt Ihnen das Wort eines Ehrenmannes?“

A.: „Ja, holen Sie einen!“

Vorsicht!

„Du schreibst an deine Braut auf der Schreibmaschine? Das ist aber unhöflich.“
„Meine Braut kann aus Handschriften den Charakter lesen!“

Der Entdecker.

Lehrer: „Fritz, zeige mir Amerika auf der Landkarte! Gut, mein Junge, setz dich! Wer hat Amerika entdeckt?“, wendet er sich an die Klasse.

Die Klasse: „Der Fritz!“

Der Gewissenlose.

Richter: „Wenn die Aussagen der Zeugen stimmen, muß Ihr Gewissen so schwarz sein wie Ihre Haare.“
Angeklagter: „Wenn wir nach den Haaren gehen wollen, dann hätten Sie ja gar kein Gewissen, Herr Rat!“

Vorsicht.

„Großpapa, hast du wirklich keine Zähne mehr?“

„Nein, leider nicht.“

„Dann hebe doch, bitte, meine Nüsse auf!“

Ursache und Wirkung.

Ehef. (zum Lehrling): „Fritz, du hast ja ein ganz geschwollenes Gesicht. Hast du Zahnschmerzen?“
Lehrling: „Ich nicht — aber Ihr Stellvertreter!“

Unter Nachbarn.

„Fritz, sage deiner Mutter, ich möchte meine Kaffeemaschine wiederhaben!“
„Haben Sie die denn nicht bekommen? Ich habe sie doch gestern Ihrem Hund an den Schwanz gebunden.“

Der Egoist.

„Fürchterlich, wie meine Frau hustet; drei Nächte habe ich kein Auge zugeht!“

„Ja, hast du denn keinen Arzt genommen?“

„Hat jetzt keinen Zweck mehr; ich verreise morgen auf acht Tage.“

„Wenn Sie mich nicht heiraten, Griefede, werde ich nie mehr in meinem Leben eine andere Frau lieben können!“
„So? Und wenn ich Sie nun heirate?“

Wald Feld und Heide

Tiere als Feinde des Telefons

Man kann von einer allgemeinen Telefonitis sprechen. Jeder braucht heutzutage Telefonanschluß. Er ist kein Geschäftsmann, wenn er nicht im Telefonbuch verzeichnet steht. Man handelt durch das Telefon, man kauft und — liebt platonisch.

Das Telefon hat manche Feinde. Nicht nur die Konkurrenz von nebenan neidet Herrn Müller das Telefon, nicht nur eifersüchtige Ehefrauen beargwöhnen den mystischen Draht, Feinde des Telefons finden sich auch im Tierreich. Man hat darüber manche Beobachtungen machen können. Zuvor hat man diese Tiere noch nicht interviewen können, aus welchen Gründen sie eigentlich gegen die Telefonleitungen vorgehen... Jedenfalls aber stürmen Ameisenschwärme wie fanatisch auf die Pfähle. Es kommt vor, daß die unterirdische Buhlarbeit dieser Tiere die Telefonspfähle zu Fall bringt. Andere Feinde sind die Spinnen und Eidechsen. In den Städten sind solche Feinde des Telefons nun nicht zu finden, zudem sind hier die Leitungen meist unterirdisch in Röhren gelegt, aber auf dem Lande, wo die Leitungen über Felder und Wälder führen, verursachen Eidechsen und Spinnen manche Störungen in der Telefonleitung. Die Spinnen stören ständig den Betrieb, indem sie Kontakte verursachen, die zum mindesten das Verständnis der Mitteilungen beeinträchtigen. Sie spinnen nämlich ihre Netze zwischen den Telefonleitungen. Im Regen oder im Tau wird das Gewebe feucht und so zu einem guten Elektrizitätsleiter. Wenn Herr Müller so schlechte Verbindung bekommt und Herr Meier am an-

deren Ende der Leitung mit zornrotem Kopf „Fräulein, Fräulein, was ist das für ein Wirrwarr!“ ruft, dann sind gewiß ein paar Spinnen schuld an Herrn Meiers schlechter Verbindung. Auch die Eidechsen rufen manche unlesbaren Unterbrechungen hervor. Sie stürzen sich auf die mit Gummi beklebten Stellen der Leitungen und machen postfremde Gebärden, ohne zu ahnen, daß sie Herrn Meier Grund geben, das Fräulein vom Amt wegen der „schauerhaft, schlechten Leitung“ anzufahren...

Die Kage als Hochtouristin

Die besondere Geschicklichkeit der Kagen im Klettern und Springen ist eine bekannte Tatsache, dennoch nimmt die Waghalsigkeit eines jungen Kagenfräuleins wunder, die so großes Gefallen fand, in den steilen Bergeshöhen zu leben, daß sie sich durch seine Gegenmaßnahme dieses Vergnügens berauben ließ.

Befagte Wirtin entwich eines Morgens aus einem Gasthof des Tales, allwo sie gute Tage als Hausgenossin hatte, um einigen Gästen zu folgen, die eine größere Tour auf einen 3000 Meter hohen Berg im Venn Oberland unternahmen. Die Touristen, vertieft in die Schwierigkeiten des steilen Aufstieges, bemerkten die kleine Kameradin erst, als sie durch klägliches Miauen ihren Hunger ankündigte. Mitteilend wurde sie von den Vergleikern gefüttert und sorgfältig ins Tal zurückgebracht. Aber schon am nächsten Morgen entwich sie von neuem, um sich einer Touristengesellschaft anzuschließen, und so ging es alle Tage. Bis schließlich die Touristen einsahen, daß alle Mühe des Zurück-

bringens vergeblich war und sie also mit einem Futternapf auf den einsamen Bergeshöhen ließen. Einem Führer gelang es endlich, die Kage zu fangen und in seinen Kuchel einzusperren, aber auch diesem Verließ entwich das Tier, und ein paar Tage später traf man sie auf einer benachbarten Bergspitze. Annehmend bekommt ihr die Höhenabgabundage besser als die Waghalsigkeit.

Eine merkwürdige Speisefammer

Die Klasse der Bürger unter den Vögeln ist durch den seltsamen Trieb ausgezeichnet, ihre Beute aufzuspießen. Doch wußte man bisher nur von den Raubvögeln, daß sie warmblütige Tiere erlegen. Von dem viel schwächeren rottrüben Bürger war das bisher wenig bekannt. Von der seltsamen Speisefammer, die sich solch ein rottrüben Bürger angeeignet hat, erzählt Walter Vanzhaf. Er beobachtete in seinem Garten das Nest eines Bürgerpärchens auf einem Mirabellenbaum und stellte fest, daß diese Vögel eine große Menge Mäuse erlegen und sie in merkwürdiger Weise aufspeichern. Das Männchen benutzte nämlich als Speisefammer einen modernen Drahtzaun, der etwa hundert Meter vom Neste entfernt war. Dort waren eines Tages auf einer Strecke von rund 20 Meter neun junge Feldmäuse aufgespießt, und zwar meist durch den Kopf. Fast allen Tieren war der Schädel zertrümmert. Die aufgespeicherten Beute wurde nur selten ganz verzehrt; vielmehr schrumpften sie allmählich zu Mumien zusammen. Seine Mahlzeit begann der Bürger am Kopf und verzehrte zunächst das Gehirn, augenscheinlich sein Lieblings-

Welche Farbe hat reines Wasser?

Selbstverständlich wird diese Frage ohne weiteres dahin beantwortet werden, daß reines Wasser überhaupt keine Farbe hat, sondern durchsichtig ist. Daß aber diese Ansicht nicht der Wirklichkeit entspricht, zeigt bereits ein Laboratoriumsversuch: frisch destilliertes Wasser ist nämlich himmelblau. Bei diesen Versuchen kann man ferner feststellen, daß dieses himmelblaue Wasser nach einiger Zeit hellgrün wird. Und wenn man nach der Ursache dieser Erscheinung forscht, kommt man zu dem Ergebnis, daß selbst destilliertes Wasser keineswegs absolut rein ist, sondern Bestandteile enthält, die einer Veränderung unterliegen. Ob diese organisch oder anorganisch sind, läßt sich auf folgende Weise feststellen: Eine Röhre wird mit gewöhnlichem destilliertem Wasser gefüllt; das hindurchgehende Licht ist blau. Eine andere Röhre wird mit dem gleichen Wasser gefüllt, dem man ein tausendstel Gramm Quecksilberchlorid zusetzt. Die Farbe dieses Wassers zeigt die gleiche blaue Farbe. Nach sechs Tagen ist das Wasser der ersten Röhre grün, während das Wasser mit dem Quecksilberchloridzusatz unverändert blau bleibt. Da das Quecksilberchlorid für die kleinsten Lebewesen ein Gift ist, so nimmt man an, daß auch im destillierten Wasser der Laboratorien sich solche Lebewesen befinden und demzufolge auch Nahrungsmittel zu ihrer Entwicklung darin vorhanden sein müssen.